



Die auffallende ökumenische Übereinstimmung in bezug auf die Aktualität der Menschenrechtsproblematik bedeutet keinen automatischen Konsensus in der Frage, wie dieser Fragenkomplex ökumenisch zu behandeln, wo seine Schwerpunkte und Prioritäten zu setzen, ja wie Menschenrechte überhaupt zu verstehen und zu vertreten seien. Die Frage nach den Menschenrechten stellt sich uns tatsächlich «in einer gespaltenen Welt». Man spricht heute oft von den «Drei Welten»: der westlich-kapitalistischen, der östlich-sozialistischen und der Dritten Welt der Entwicklungsländer. Diese Unterscheidung ist in mancher Hinsicht zu allgemein und zu vereinfachend. In unserem Zusammenhang kann man jedoch ohne Zweifel sagen: in jeder dieser drei Welten werden die Menschenrechte anders verstanden. (...)

(Es folgt eine Beschreibung der bürgerlichen Individualrechte westlicher Tradition, der Sozialrechte nach sozialistischem Konzept und der Priorität des physischen und kulturellen Überlebensrechts in der Dritten Welt.)

Menschenrechte – Chance der Ökumene

Die verschiedenen Menschenrechtskonzepte schließen sich, grundsätzlich verstanden, nicht gegenseitig aus, sondern sind eher komplementär. In der konkreten weltpolitischen Situation ist jedoch diese Komplementarität oft keine leicht erkennbare und keine harmonische, sondern eine spannungsgeladene und konfliktreiche. Die verschiedenen Positionen prallen in der Weltöffentlichkeit und in den internationalen Gremien aufeinander. Hier liegt eine Chance der ökumenischen Bewegung. Zwar werden auch ökumenische Debatten von den verschiedenen Konzepten und Interessen der «drei Welten» weitgehend geprägt, und die Verständigung wird dadurch belastet. Die Leidenschaft, welche anlässlich der Menschenrechtsdiskussionen in der Ökumene immer wieder entbrannte, illustriert diesen Sachverhalt. Der gemeinsame Glaube erlöst die Christen offenbar nicht von der Verstrickung in Konflikte ihrer Welt; vielmehr

wird er gerade inmitten dieser Konflikte auf die Probe – gelegentlich auf die Zerreißprobe – gestellt. Aber eben: in diesen Spannungen lebt trotz allem der gemeinsame Glaube. Die Konflikte verschwinden nicht und werden nicht weggewischt, wohl aber auf gemeinsame Basis und auf gemeinsames Ziel bezogen. Von daher werden die Positionen in Bewegung gebracht. Dies erschließt in aller menschlichen Not Möglichkeiten ökumenischer Verständigung, die auch im weltpolitischen Kontext nicht wertlos sind. (...)

(Aus der Einsicht in die Komplementarität der Perspektiven «aller drei Welten» stammt der 1974 in St. Pölten unternommene Versuch des Weltkirchenrates, eine ökumenische Bestimmung grundlegender Menschenrechte zu formulieren. Sie lautet:)

▷ «Es gibt ein grundlegendes Recht des Menschen auf Leben – einschließlich der gesamten Frage des Überlebens, der Bedrohungen und Verletzungen, die aus ungerechten wirtschaftlichen, sozialen und politischen Systemen resultieren, und der Lebensqualität.

▷ Es gibt ein Recht, sich kultureller Identität zu erfreuen und diese zu erhalten – das schließt Fragen wie nationale Selbstbestimmung, Rechte von Minderheiten und so fort ein.

▷ Es gibt ein Recht, an Entscheidungsprozessen innerhalb der Gemeinschaft teilzuhaben – das umfaßt die ganze Frage effektiver Demokratie.

▷ Es gibt ein Recht auf unterschiedliche Meinung – das bewahrt eine Gemeinschaft oder ein System davor, sich in autoritärer Unbeweglichkeit zu verhärten.

▷ Es gibt ein Recht auf persönliche Würde – das umfaßt die Verurteilung beispielsweise der Folter und der fortgesetzt verlängerten Haft ohne Gerichtsverfahren.

▷ Es gibt ein Recht, frei einen Glauben und eine Religion zu wählen – das umfaßt die Freiheit, entweder allein oder in Gemeinschaft mit anderen in der Öffentlichkeit oder privat seinen Glauben oder seine Religion durch Lehre, Ausübung, Gottesdienst und Vollziehung von Riten zu bekunden.»

Jan Milit Lochman, Basel

Aus der Einleitung zu «Gottes Recht und Menschenrechte», Neukirchner Verlag 1976

ÖKUMENE

Menschenrechte in «allen drei Welten»: Verschiedene Konzepte prallen aufeinander – In christlicher Perspektive erscheinen sie komplementär – Ein Formulierungsversuch des Weltkirchenrats – (vgl. «Zur Titelseite»: Deutsche Ausgaben der Studien des Reformierten Weltbundes und von «Iustitia et pax»)

Jan Milit Lochman, Basel

Konziliarität – Leitbild christlicher Einheit: Warum stagnierte die ökumenische Bewegung? Nach dem Vielerlei ohne Strategie jetzt ein umfassender Rahmen in Sicht: I. Zielvorstellung: Konziliare Gemeinschaft – Offenheit (Vatikanum II) und Planung (Genfer Kommission «Faith and order») – Der neue Aufruf von Nairobi 1975 – II. Weg: Der konziliare Prozeß – Ein Drei-Stufen-Plan: Selbstfindung/Dialog, Öffnung/Konvergenz, Rezeption/Konsens – Wo mündet der Weg? – III. Konziliare Verwirklichungen heute – Ein Schritt des Weltkirchenrats – Und der «Papst»? – Ortskirchlich-regionale Initiativen korporativer Wiedervereinigung – «Neue ökumenische Etappe» in der Schweiz.

Albert Ebnetter

KATECHESE

Zur Vorbereitung der Bischofssynode 1977: Eine Lanze für das von P. Hebblethwaite kritisierte Papier – Beispiel: Was sagt und fragt es zu den Medien und zur «Zivilisation des Bildes»? – Weiterführende Themen wären: Lernen als Sozialisationsprozeß, Distanz der Jugend von der Kirche.

Günter Stachel, Mainz

SAMISDAT

Regimegefährdende «Rockmusik» in der ČSSR: Polizeieinsatz und Prozesse gegen Untergrundmusiker (Februar–November 1976) – Warum wurde der musikalische Protest zusehends «gefährlich»? – Sein «Chefideologe» deutet die Entwicklung seit dem Ende der sechziger Jahre.

R. H.

Dokument aus dem Untergrund: «EIN BERICHT ÜBER DIE DRITTE TSCHECHISCHE MUSIKRENAISSANCE» (Erstveröffentlichung). Mit «The Primitives Group» kam der Untergrund zum Vorschein – M. Hlavsa und die kosmisch-mythologische Phase der «Plastic People» – Premiere mit Hennenopfer – Gewissen gegen Establishment – Provokative Dichtertexte, Psychedelische Musik und Happenings – Renaissance aus der Einsicht: Auf Befreiung warten lähmt – «Diagnose 307» – Mit Pastor Karásek und C. Soukup Aufbruch in die religiöse Dimension – Von feiner Ironie bis zum chiliastischen Ghetto – «Underground»: ein Versuch, den Rest des Lebens würdig zu bestehen.

Ivan Jirous, Prag

VATIKAN

«Iustitia et pax» nur noch kurial oder national? Die päpstliche Kommission vollständig vom «Laienrat» getrennt – Der «Turmhahn» kräht dem Staatssekretariat zu indiskret – Künftig kurial integriert: Wird die prophetische von der diplomatischen Funktion verschluckt? – Um freie (horizontale, regionale) Koordinierung der Nationalkommissionen.

Desmond O'Grady, Rom

KONZILIARITÄT: DAS LEITPRINZIP CHRISTLICHER EINHEIT

Trotz einer augenscheinlichen ökumenischen Stagnation beim kirchlichen Fußvolk und eines offenbaren Immobilismus bei der Amtskirche geht der ökumenische Denk- und Lebensprozeß unaufhaltsam weiter. Mit ihrer Vorhut hat die ökumenische Bewegung an verschiedenen Frontabschnitten schon einen Punkt erreicht, wie ihn wohl weder die Mehrzahl der «Hirten» noch das »Gros» des Kirchenvolkes vermuten. In so manchen schwierigen Lehrdifferenzen hat der theologische Dialog eine bisher verdeckte Übereinstimmung gebracht. Die Zahl der wirklich kirchentrennenden Hindernisse ist ganz erheblich geringer geworden. In einem bedeutsamen Aufsatz: «Ist Kircheneinigung dogmatisch möglich?» glaubt P. Karl Rabner SJ feststellen zu dürfen: «Von ihrem Glaubensbewußtsein her besteht (gegen eine Einigung der heutigen Großkirchen) kein unüberwindliches Hindernis.» Daher sei heute die ökumenische Frage vielmehr eine Frage an die Träger des Amtes in den Kirchen als eine Frage an die Theologen. «Die Amtsträger in den Kirchen dürfen heute nicht mehr so tun, als könnten sie vorläufig nichts machen, weil die Theologen sich nicht einigen können.»¹

Aber gerade an dieser Stelle dürfte auch einer jener Gründe liegen, die eine Art Krisenstimmung oder Resignation in ökumenischen Kreisen bewirken. Wenn nämlich nach den konkreten Folgen und Konsequenzen solcher Gesprächsergebnisse gefragt wird, ist meistens eine tiefe Verlegenheit die Antwort. «Viele, die sich für einen Lehrkonsens eingesetzt hatten, mußten erleben, daß die mühsam verarbeiteten Ergebnisse in den Schubladen verschwanden.» (Karl Lehmann) Damit soll natürlich nicht der Schwarze Peter einfach den Amtsträgern zugeschoben werden. Sie tragen eine besondere Verantwortung für die Bewahrung des Glaubensgutes und für die Leitung der ihnen anvertrauten Glaubensgemeinde. Von ihnen wird doppelte Behutsamkeit und kluge Rücksichtnahme nach allen Seiten verlangt, wenn auch Beherztheit einem Kirchenmann wohl ansteht. Der tiefere Grund der vielfachen Frustrationen dürfte darin liegen, daß nach der katholischen «Generalmobilmachung» für die christliche Einheit im II. Vatikanischen Konzil allzu wahllos, beliebig und zufällig ökumenische Aktionen angesetzt wurden. Er herrschte keine klare Zielvorstellung über den Zusammenhang der einzelnen Schritte und noch weniger eine «Strategie». So wurden die sonst schon überbeschäftigten Kirchenmänner mit den disparatesten Fragen und Problemen mehr oder weniger zugedeckt. Aber daran krankt ein wenig die ganze Ökumene der letzten Jahrzehnte. Glücklicherweise kommen wir heute langsam dazu, für die einzelnen Bemühungen einen umfassenderen Rahmen zu schaffen, das Ziel der christlichen Einheit – bei allem Wissen um die Grenzen menschlicher Vorausschau und Planung – klarer zu formulieren, den methodischen Weg dazu genauer zu beschreiben, mag dann auch die von Gott geschenkte Einheit schlußendlich eine merklich andere Gestalt haben als unsere vorgefaßten Pläne.

I. Zielvorstellung: Die konziliare Gemeinschaft

Wie soll man sich die zu erstrebende «Einheit der Kirche» vorstellen? Im Ökumene-Dekret des II. Vatikanischen Konzils heißt es:

«Fast alle (Christen) streben – wenn auch auf verschiedene Weise – zur einen sichtbaren Kirche Gottes hin, die in Wahrheit allumfassend und zur ganzen Welt gesandt sein soll, damit sich die Welt zum Evangelium bekehre und so ihr Heil finde.» (Nr. 1)

In dem wie beiläufig eingeschalteten Wenn-Satz wird die Problematik angesprochen, die bis zur Stunde mit der konkreten ökumenischen Bewegung verbunden ist. Alle reden von Einheit und verstehen dabei dieses Wort auf die verschiedenste, teilweise gar gegensätzliche Weise. Das ist aber, wie der deutsche Ökumeniker und Weihbischof P. W. Scheele in dem Büchlein «Nairobi – Genf – Rom» (1976) bemerkt, «geradezu eine tödliche Gefahr. Überwin-

¹ Schriften zur Theologie XII, S. 567

det man sie nicht, dann ist die ökumenische Bewegung in der Wurzel bedroht.» (S. 164)

Bekanntlich hat der *Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK)* es tunlichst vermieden, sich über die Konkretgestalt der Einheit verbindlich zu äußern. Auf der Weltkirchenkonferenz von Neu-Delhi 1961 wurde zum Thema «Einheit der Kirche» erklärt:

«Wir stimmen darin überein, daß der Ökumenische Rat nicht versuchen darf, die Autonomie irgendeiner Mitgliedskirche zu verletzen. Der Rat darf keine offiziellen Erklärungen über die Einheit erlassen, die den anerkannten Lehren von Mitgliedskirchen entgegengesetzt sind. Ebenso wenig darf er versuchen, irgendeine bestimmte Auffassung der Einheit durchzusetzen.» (35b)

Das war begrifflich. Wie sollte der ÖRK eine generelle Einheitsformel finden, die dem unterschiedlichen Selbstverständnis der Mitgliedkirchen auch nur einigermaßen gerecht würde. Eine gemeinsame Beschreibung der Einheit setzt im Grunde bereits ein großes Maß an Übereinstimmung voraus. Dies kann aber erst im Gespräch miteinander geklärt werden.

Auch das II. Vatikanum, das die Wiederherstellung der «Einheit aller Christen» als «eine der Hauptaufgaben» des Konzils erklärte, zeigte wohl Leitlinien für die verschiedensten ökumenischen Tätigkeiten auf, sagte aber verhältnismäßig wenig über die nähere Konkretisierung der künftigen Einheitsgestalt. Das Ökumene-Dekret vermied bewußt das frühere Wort von der «Rückkehr» zur katholischen Kirche. Es beginnt seine Ausführungen mit dem Leitwort «Wiederherstellung der Einheit», um dann in Nr. 4 zu sagen, erstrebt werde jene «Fülle der Einheit, die Jesus Christus will», d. h. im Klartext: Wie er sie will und wann er sie will. Man wollte nicht vorschnell Festlegungen treffen, die momentan noch nicht erkannte Möglichkeiten ausschließen könnten. Erzbischof Pangrazio von Görz wies in jenem unvergeßlichen Votum vom 25. November 1963, das den Passus von der «Hierarchie der Wahrheiten» enthielt und mit dieser Formulierung dem Konzil zu einer wirklichen Großtat verhalf, auf die lebendige göttliche Dynamik in der Geschichte hin:

«In der Geschichte der Kirche folgen sich – unter dem Wirken des Hl. Geistes und dem Mitwirken oder dem Widerstand der Menschen – oft in gänzlich ungeahnter und unerwarteter Weise Ereignisse, die wir durch kein theologisches System voraussehen oder verstehen können.» Aufgrund dieser Erkenntnis gab das Konzil «nur» dem «dringenden Wunsch» Ausdruck, daß die «vereinten Bemühungen» der getrennten Christen «voranschreiten mögen, ohne den Wegen der Vorsehung irgendein Hindernis in den Weg zu legen und ohne den künftigen Anregungen des Hl. Geistes vorzugreifen» (Nr. 24).

Diese berechnete Offenheit sollte jedoch niemanden davon abhalten, in der Offenheit gegenüber dem Geiste Gottes und gemäß der Erkenntnis im Glauben das gemeinsame Ziel kirchlicher Einheit näher ins Visier zu nehmen. Eine Zielvorstellung ist unerlässlich, will man sich nicht planlos beliebigen Experimenten überlassen, sondern wirklich gemeinsam vorwärtskommen. Tatsächlich scheint die heute bereits erreichte Weggemeinschaft dahin geführt zu haben, das anzugehende Ziel schon klarer am Horizont zu erkennen. Dieses Ziel heißt: *konziliare Gemeinschaft*.

Die Idee der Konziliarität als Modell kirchlicher Einheit tauchte erstmals an der Konferenz der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung in Bristol 1967 auf und trat seither mehr und mehr in den Vordergrund der ökumenischen Zielsetzung. Ihr unermüdlicher und erfolgreicher Verfechter wurde Dr. Lukas Vischer, der Direktor des Sekretariates für Glauben und Kirchenverfassung. Schon auf der 4. Weltkirchenkonferenz in Uppsala 1968 sprach man – für protestantische Ohren etwas überraschend – von der «zu verwirklichenden konziliaren Form des gemeinsamen Lebens und Zeugnisses». Als Ziel der ökumenischen Arbeit wurde formuliert: «Die Mitglieder des ÖRK, die einander verpflichtet sind, sollten auf die Zeit hinarbeiten, da ein wirklich universales Konzil wieder

für alle Christen sprechen und den Weg in die Zukunft weisen kann» (I. Sektion, Nr. 19).

In der Zeitspanne zwischen der 4. und 5. Weltkirchenkonferenz spielten Begriff und Idee der «Konziliarität» und der «konziliaren Gemeinschaft» eine entscheidende Rolle in den Beratungen der *Kommission für Glauben und Kirchenverfassung*, die bekanntlich als das «theologische Gewissen» des ÖRK gilt. Auf der Konferenz in Löwen 1971 setzte man sich mit der Problematik «Die Konziliarität und die Zukunft der ökumenischen Bewegung» auseinander. Auf der Grundlage eines Studiendokumentes «Vorstellungen der Einheit und Modelle der Einigung» beschäftigte sich die Kommission eingehend mit dem Thema an ihrer Konferenz von Salamanca 1973 und Accra 1974. Die Publikation «Wandernde Horizonte auf dem Weg zur kirchlichen Einheit» (1974) legte beredten Bericht ab über die neuen Wegabschnitte und die neuen Perspektiven. Im Jahre 1975 fanden auch Konsultationen mit orthodoxen Theologen, mit Vertretern unierter Kirchen und mit römisch-katholischen Theologen statt.

So konnte die 5. *Vollversammlung in Nairobi 1975*, auf ausgedehnte Vorarbeiten zurückgreifen, und allein dadurch dürfte es möglich geworden sein, in der kurzen Zeit der Konferenz und ohne aufregende Diskussionen zu einer überraschenden Einigung in der Frage der Konziliarität zu kommen.² Im Bericht der II. Sektion «Die Einheit der Kirche – Voraussetzungen und Forderungen» wird «die eine Kirche als konziliare Gemeinschaft» beschrieben. Die «Konziliarität» wird einerseits verstanden als *Ausdruck* der inneren Einheit der durch Raum, Kultur und Zeit getrennten, aber in Christus geeinten Kirche, deren Einheit öffentlich manifestiert wird, wenn die Repräsentanten dieser Einzelkirchen zu gemeinsamer Versammlung zusammenkommen, andererseits als *Qualität* des Lebens innerhalb jeder Einzelkirche, deren Einheit nicht monolithisch ist, sondern die verschiedenen Geistesgaben hegt und pflegt. Konziliare Gemeinschaft im eigentlichen Sinn setze wohl die Einheit der Kirchen im Verständnis des apostolischen Glaubens, des Amtes und der Eucharistie voraus. So weit seien die derzeitigen interkonfessionellen Versammlungen noch nicht. Trotzdem seien sie ein «vorlaufendes Zeichen» der vollen konziliaren Gemeinschaft und bildeten Vorstufen konziliarer Verwirklichung auf die Einheit hin.

Diese Sicht und Beschreibung christlicher Einheit und kirchlicher Einigung in Nairobi erweist sich um so bedeutsamer, als die Vollversammlung erstmals in der Geschichte des ÖRK in seiner revidierten, für alle (zirka 290) Mitgliedskirchen *verbindlichen* Verfassung unter den ausdrücklichen *Zielen* und *Funktionen* dies genannt hat:

«die Kirchen aufzurufen zu dem Ziel der sichtbaren Einheit im einen Glauben und der einen eucharistischen Gemeinschaft, die ihren Ausdruck im Gottesdienst und im gemeinsamen Leben in Christus findet, und auf diese Einheit zuzugehen, damit die Welt glaube.» (III)

Damit ist die Grundlage gelegt, das Ziel der Einheit wirklich gemeinsam ins Auge zu fassen und die von vielen Kirchen auf verschiedenen Ebenen unternommenen Anstrengungen auf die Einheit hin aufeinander abzustimmen und auf dasselbe Ziel konvergieren zu lassen. Ohne Zweifel ist hier ein neuer Markstein der ökumenischen Bewegung gesetzt worden. Manche Kommentatoren sprechen von einem «erregenden Abenteuer» oder einem «kleinen Wunder», das da geschehen ist. Andere, denen die «sichtbare» Einheit der Kirche wenig sagt, spielen natürlich die Sache herunter: «Nur wenigen wurde bewußt, was hier geschah!»

II. Weg der Einigung: Der konziliare Prozeß

Nach altkirchlicher und orthodoxer Tradition gehört die Konziliarität zum Lebensgrund der Kirche. Im Zusammenkommen und Zusammenspiel der *vielen* Glieder und Geistesgaben wird christliche Gemeinschaft geschaffen und der Leib Christi erbaut (1 Kor 12; Eph 4). Die Gemeinde Christi lebt aus der Glaubensüberzeugung, daß die im Gebet versammelte und beratende Gemeinde in die Fülle

² Siehe Lukas Vischer, *Veränderung der Welt – Bekehrung der Kirchen*. Denkansätze der V. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Nairobi, Verlag Otto Lembeck 1976

der Wahrheit und Liebe eingeführt wird (Apg 2 und 15). Aber auch da, wo die Einheit der Kirche gefährdet ist, oder, nachdem sie zerbrochen ist, wiederhergestellt werden muß, müssen die Kirchen zusammenkommen; um in gemeinsamer Beratung sich wieder zu finden. Das war nicht nur die Überzeugung der alten Kirche, das war auch noch die Überzeugung der Reformatoren mit ihrem Ruf nach einem freien allgemeinen Konzil. Wie wenig es sonst kann daher der Begriff der «Konziliarität» (das Wort ist abgeleitet von *concilium* = das Zusammenkommen, die Versammlung) die innere Wesensart einer Gemeinschaft wie auch den Weg und den Prozeß, der zur Gemeinschaft führt, zum Ausdruck bringen. In der heutigen Ökumene geht es vornehmlich um diese zweite Form der Konziliarität.

Der konziliare Prozeß verläuft in *drei Phasen* oder Schritten.³

► **Selbstfindung:** Jede Kirche hat zunächst die ihr eigene Gnadengabe als solche zu erkennen, herauszustellen und sich so der «Verschiedenheit der Gnadengaben», die «ein und derselbe Geist bewirkt» (1 Kor 12, 4. 11), bewußt zu werden. Solche geistliche Selbstfindung kann nicht ohne die Mithilfe der andern Kirche geschehen. Die Verschiedenheit der Gnadengaben und ihre unterschiedliche Ausprägung kann sich gerade im Verhältnis der Kirchen zueinander zeigen. Durch die ökumenische Begegnung lernen daher die Kirchen nicht nur sich gegenseitig kennen, sondern verhelfen sich selber und der jeweils andern Kirche zum wahrenen Sich-Selbst.

Dieser ersten Stufe oder Phase entspricht auf methodischer Seite der *Dialog*, nicht ein unverbindlich akademischer Dialog der Konfessionskunde, sondern ein engagierter Dialog von Christ zu Christ, von Gemeinschaft zu Gemeinschaft. Nur so wird man sich wirklich kennenlernen. «Durch diesen Dialog», sagt das Ökumene-Dekret des Konzils, «erwerben alle eine wahrere Erkenntnis der Lehre und des Lebens voneinander und eine gerechtere Würdigung ihrer Gemeinschaft» (Nr. 4).

► **Öffnung:** Gleich ursprünglich muß jede Kirche sich selbstkritisch fragen, ob und inwiefern sie ihre eigene Gnadengabe so verabsolutiert und als das Ganze der Heilsbotschaft angesehen hat, daß sie kirchentrennend geworden ist. Durch diese kritische Prüfung wird sie fähig, unter Umständen auch die besondere Gnadengabe der andern Kirche dankbar als solche anzuerkennen, sich von ihr bereichern und damit auch korrigieren zu lassen. Die Öffnung zum andern hin drängt und führt von selbst zur größeren «Fülle der Katholizität».

Der zweiten Stufe entspricht die *Konvergenz*; Konvergenz (von *convergere* = sich jemandem oder einer Sache zuneigen) meint jenen Vorgang, durch den mehrere Personen oder Personengruppen von verschiedenen Perspektiven her auf ein und dasselbe hintendieren. Die je eigene Perspektive kann ihre Berechtigung haben und behalten, baut aber unter dem Eindruck des ferneren Fluchtpunktes Übertreibungen oder auch Verabsolutierungen von Teilaspekten ab. In seinen Ausführungen zum Konvergenzargument bemerkte Kardinal Newman sehr weise: «Die Häresie ist nicht so sehr ein Irrtum, als vielmehr die Übertreibung dessen, was man als wahr erkannt hat. Ein von Konvergenz getragener Dialog ist Öffnung auf die Gesamtheit der Gnadengaben, auf die je größere Tiefe oder Höhe der Wahrheit. Weil unsere zeit- und kulturbedingte, endliche Erkenntnis stets «Stückwerk» ist und erst recht fragmentarisch bleibt, wo es sich um göttliche Dinge handelt, fordert eine konvergierende Einsicht nicht eine *uniforme* Ausdrucksweise, wohl eine «Symphonie in der Sache.»

► **Rezeption:** Der Austausch konvergierender Einsichten führt mit Notwendigkeit zur weiteren Frage, was man von der Perspektive der andern Seite annehmen, übernehmen, d. h. rezipieren und in das Eigene integrieren kann, um selber zur größeren Fülle der Wahrheit zu gelangen. Solche Rezeption ist gerade im christlichen Bereich gefordert, da alle Gnadengaben «zum allgemeinen Besten» verliehen werden (1 Kor 12, 7).

Dem dritten Schritt entspricht der (über die Konvergenz hinausführende) *Konsens*, der seinen Ausdruck in einem gemeinsamen Bekenntnis oder in einer Konkordie,

³ Die beste Herausarbeitung des Begriffs der konziliaren Methode bietet Prof. Heribert Mühlh in seinem wichtigen Buch: *Morgen wird Einheit sein*. Das kommende Konzil aller Christen: Ziel der getrennten Kirchen. Verlag Ferdinand Schöningh 1974. Wir folgen seinem Gedankengang.

die sich naturgemäß auf das zur Einheit unbedingt Notwendige beschränkt, finden kann. Totale Uniformität ist weder notwendig noch von der pneumatischen Struktur der einen Kirche Christi her überhaupt möglich und wünschbar. Die eine und selbe Geisteserfahrung kann sich in unterschiedlichen Traditionen und Theologien äußern, je nach der Verschiedenheit der Charaktere, sei es einzelner Individualitäten, sei es sprachlicher und nationaler Gruppierungen, sei es völkischer Kulturen. Ohne die Pluralität verschiedener Traditionen, Theologien und Liturgien hätte die junge Christenheit nie die Kraft gehabt, alle Völker und Nationen, Juden, Griechen, Lateiner, Afrikaner usw. zu Jüngern zu machen. Sie hätte nie Chance gehabt, «Weltkirche» zu werden und hätte es erst recht heute nicht.

Dieser Drei-Stufen-Plan eines konziliaren Prozesses mündet von selbst in die Vorstellung eines *universalen Konzils aller Christen* ein, in welchem die durch Dialog festgestellte Konvergenz oder gar der durch Konvergenz gewonnene Konsens zu einem sichtbaren Ausdruck gebracht wird. Daß ein solches gemeinsames Zeugnis um der Glaubwürdigkeit des Evangeliums vor der Welt willen dringender denn je geworden ist, lehrt die heutige Weltsituation, in der nach einem Wort von Karl Jaspers «eine völlige Verwandlung der Geschichte» eingetreten ist. «Zum erstenmal ist der Planet der eine umfassende Wohnplatz des Menschen. Alles steht mit allem in Beziehung.»⁴ «Alle wesentlichen Probleme sind Weltprobleme geworden, die Situation eine Situation der Menschheit.»⁵ Trotz aller Wirren beginnt die Menschheit als *eine* zu leben. Will sich die Kirche nach Vatikanum II wirklich als «Sakrament, d. h. Zeichen und Werkzeug für die Vereinigung mit Gott und für die Einheit der ganzen Menschheit»⁶ verstehen oder nach der Erklärung von Nairobi sich «als neue Gemeinschaft in Christus» sehen, die aufgerufen ist, die «Weltgemeinschaft vorwegzunehmen»⁷, dann muß sie *sichtbar* dieses Zeugnis abgeben.

In den letzten Jahren wurde in der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung bereits ausgiebig über «Vorstellungen der Einheit und Modelle der Einigung» diskutiert. Die vielfältigen Vorstellungen lassen sich auf einige Grundtypen zurückführen. Ein erstes Grundmodell beschränkt sich auf die je neue *Aktionsgemeinschaft* aus gegebenem Anlaß, sei es der Verkündigung, sei es wegen sozialer und politischer Probleme. Ein zweiter Grundtyp sieht eine *Föderation* oder einen Rat von Kirchen vor bei bleibender Selbständigkeit der einzelnen Gemeinschaften. Das dritte Modell besteht in der vollen *gegenseitigen Anerkennung* bei bleibender Trennung der Kirchen (z. B. Anglikanische Communion und Christkatholische Kirche). Der vierte Typ sieht eine «organische Union» vor, d. h. eine *vereinigte Kirche* mit neuem Namen, neuer Identität und dem Beginn einer einzigen gemeinsamen Traditionsbildung.

Die ersten zwei Modelle können höchstens als Vorstufen einer Einigung der Kirchen angesehen werden. Auch der dritte Typ, bei dem die einzelnen Glaubenstraditionen sozusagen gleichgültig nebeneinander leben und jede Gemeinschaft ihre «selbstzufriedene» Eigenart zu wahren sucht, kann kaum letzte Zielvorstellung einer geeinten Christenheit sein. Das vierte Modell der organischen Union erschien bis in die jüngste Zeit als das unüberbietbare Maximum kirchlicher Einheit. Aber gerade vom Grundprinzip der Konziliarität aus gesehen hat dieses Modell seine großen Schwächen. Sollen kirchliche Lebensgemeinschaften, die über Jahrhunderte hinweg gewachsen, in Glaube, Hoffnung und Liebe, Früchte des Geistes getragen, also vom Geiste Gottes geführt und gesegnet waren, ihre geschichtlich gewordene Identität preisgeben?

Bei aller Vorläufigkeit jeder genaueren Zielangabe sieht man eine kommende Einheit mehr als eine *konziliare* Gemeinschaft. Es wäre das modifizierte Modell einer *korporativen* organischen Union, also: Einheit der Kirche in der Vielfalt einzelner Glaubensgemeinschaften. Das Gemeindemodell von 1 Kor 12 – «viele Glieder, ein Leib» – würde auf die weltumspannende Gemeinde Gottes angewandt, die in der alten Christenheit⁸ und von den Orthodoxen bis heute als «*communio ecclesiarum*» oder vom II. Vatikanischen Konzil als

«*corpus ecclesiarum*»⁹ gesehen wird. Die Einheit der Kirche ist nicht eine pyramidale, von einer einzigen Spitze her geprägte, sondern eine kollegiale oder synodale Größe.

III. Konziliare Verwirklichungen heute

Die heute getrennt lebenden Kirchen bilden gewiss noch nicht jene konziliare Gemeinschaft, die letztlich eucharistische Gemeinschaft voraussetzt. Aber indem und je mehr die getrennten Glaubensgemeinschaften das zu suchende Ziel der Einheit, die volle konziliare Gemeinschaft, *miteinander* ins Auge fassen, um so mehr wird es möglich, konkrete konziliare Schritte auf dieses Ziel hin zu tun. Manche erfreuliche Verwirklichung der jüngsten Vergangenheit wäre hier zu erwähnen, angefangen von den Bemühungen um das gemeinsame Zeugnis des Evangeliums (ökumenische Bibelausgaben – selbst im päpstlichen Rom möglich geworden, leider noch nicht im Ursprungsland der Reformation, in Deutschland [!] – gemeinsames Bibelstudium, gemeinsame kirchliche Erklärungen) bis zu den offiziellen und inoffiziellen Gesprächen zwischen einzelnen Kirchen und Glaubensfamilien über Taufe, Amt und Eucharistie.

Die Weltkirchenkonferenz in Nairobi 1975 selber hat auf Weltebene einen nicht unbedeutenden Schritt auf die konziliare Einheit hin dadurch getan, daß sie alle Mitgliedskirchen aufgefordert hat, die von der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung ausgearbeiteten Texte über «Eine Taufe, eine Eucharistie, ein Amt» zu prüfen und bis zum 31. Dezember 1976 dem ÖRK eine ausführliche Antwort zukommen zu lassen. Sie sollten sich dabei nicht nur die Frage stellen, inwieweit diese Texte mit ihrer eigenen Überlieferung übereinstimmen, sondern auch welche Schritte sie zu unternehmen bereit sind, um die ökumenische Gemeinschaft zur Entfaltung zu bringen. Es ist das erstmalig in der ökumenischen Bewegung, daß theologische Texte den Kirchen auf diese Weise vorgelegt werden. Theologische Dokumente wurden bisher bloß zum Studium und zu angemessener Behandlung an die Kirchen weitergeleitet. Es wurde den Kirchen überlassen, zu bestimmen, was sie als angemessen betrachten. Der Beschluß der Vollversammlung in Nairobi, über diese unverbindliche Formel hinauszugehen, könnte bedeuten, daß es zu einem konkreten Austausch und Engagement der Kirchen kommt und ein verheißungsvoller konziliarer Prozeß in Gang gebracht wird, der neue Schritte auf die Einheit hin möglich macht. Die Ergebnisse der Kommissionsgespräche in den USA und Europa über die Amtsfrage geben gute Hoffnung, daß man sich beim Problem «kirchliches Amt» (Pfarrer, Bischof) einigen könnte.

Ohne Zweifel wird der «Papst» mit seinem Primatsanspruch als das «schwerste Hindernis» auf dem Weg zur konziliaren Kirchengemeinschaft gesehen. Paul VI. gab dies in einer Ansprache an die Mitglieder des Einheitssekretariates (1967) selber zu.¹⁰ Während aber noch vor einigen Jahren dieser «Stein des Anstoßes» in der Debatte um das kirchliche Amt glattweg umgangen wurde, wird die Frage nach dem Sinn eines besonderen «Petrusdienstes» an der universalen Einheit der Kirche bereits ernsthaft gestellt. Die diskussionslose, rein negative Ablehnung des Papsttums wird von *orthodoxer* wie von *protestantischer* Seite als unzureichende Haltung im ökumenischen Dialog empfunden. In den «Ökumenischen Perspektiven» Nr. 7 erklärt *Lukas Visser* (ref.) zum Thema «Papsttum und Petrusdienst» (S. 37 und 46):

«Die orthodoxen und protestantischen Theologen müssen (wenigstens) darüber Auskunft geben, welche Alternativen sie anzubieten haben. Wenn nicht durch den Dienst des Papstes, wie soll dann die Kirche in der Wahrheit und der Einheit erhalten werden? Orthodoxe und protestantische Kirchen sind die Antwort auf diese Frage sowohl in der Theorie als vor allem in der Praxis zu oft schuldig geblieben.»

Eine Antwort sei um so dringlicher, «als die universale Gemeinschaft der Kirche im Vergleich zu früheren Zeiten eine weit unmittelbare Wirklichkeit geworden ist; die zentrale Leitung der Kirche wird darum weit mehr und in viel rascherer Folge mit konkreten Problemen konfrontiert. Effektives Handeln ist erforderlich.»

Umgekehrt steht die nachkonziliare *katholische* Theologie vor der Aufgabe, das monarchisch-absolutistische Kirchenverständnis des

⁴ Die geistige Situation der Zeit, 1965, S. 17

⁵ Vom Ursprung und Ziel der Geschichte, 1949, S. 162f.

⁶ Kirchenkonstitution «Lumen Gentium», Nr. 1

⁷ Sektion III, Nr. 35

⁸ Vgl. Cyprian, Epistel 55, 24: «Die eine Kirche ist über die ganze Welt hin in vielen Gliedern verteilt.»

⁹ Kirchenkonstitution «Lumen Gentium», Nr. 23

¹⁰ Acta Apostolicae Sedis 59 (1967) 498

I. Vatikanums mit dem neuen (und altkirchlichen) Modell einer vom Communio-Gedanken geprägten Ekklesologie des II. Vatikanums zum Ausgleich bringen. Die Betonung der ortskirchlichen Struktur der *Ecclesia universalis* (Weltkirche) auf dem letzten Konzil drängt automatisch zum Studium der konziliaren und kollegialen Struktur der Kirche und dementsprechend der möglichen oder notwendigen Rolle eines evangeliumsgemäßen Petrusdienstes innerhalb der Communio.

In einer bedeutsamen Erklärung «Amt und universale Kirche» (1974) stellte die von der katholischen Bischofskonferenz und dem Nationalkomitee des Lutherischen Weltbundes in den USA eingesetzte offizielle Dialoggruppe trotz aller Differenzen eine verheißungsvolle «Konvergenz im theologischen Verständnis des Papsttums» fest. Bei der Lektüre des Dokumentes wird man unwillkürlich an Martin Luther erinnert, der noch 1531 in seinem Kommentar zum Galaterbrief, dieser mächtigen Epistel evangelischer Freiheit, sagen konnte, er wolle «den Papst nicht allein auf Händen tragen, sondern sogar ihm die Füße küssen», wenn dieser bejahen würde, «daß Gott allein aus läuter Gnade durch Christus rechtfertigt».

Die neu betonte konziliare Struktur der Kirche Christi legt nahe, daß wahre Einheit nicht «von oben» verordnet werden kann. «Die Wiederherstellung der Einheit kann nicht das Werk von einigen wenigen führenden Personen sein, seien es Theologen oder Bischöfe. Die Kirchengeschichte erinnert uns mahndend an die durch derartige Methoden verursachten Mißerfolge.» (Kardinal Willebrands) Die beiden großen Unionsversuche zwischen Griechen und Lateinern von 1274 und 1439 sind nicht zuletzt deswegen gescheitert, weil das Kirchenvolk nicht vorbereitet war und deswegen die Entscheidung von oben nicht rezipierte. Daher muß der konziliare Prozeß auf allen Ebenen und Stufen in Gang kommen. Da der Grad der konziliaren Annäherung zwischen den einzelnen Kirchen regional sehr verschieden sein kann, wäre es gut, wenn die verschiedenen kirchlichen Lebenseinheiten (z. B. ein Bistum, eine Bischofskonferenz, ein Sprachraum) befugt wären, eine im christlichen Glauben und im gemeinsamen christlichen Leben erreichte größere Übereinstimmung feststellen und schrittweise den Weg einer korporativen Wiedervereinigung beschreiten zu können, gewiß immer im Kontakt mit dem Zentrum der Einheit, aber auch mit der nötigen Freiheit der Orts- und Teilkirchen innerhalb der Universalkirche.¹²

Albert Ebner

¹² Am 18. November 1976 fand in Kappel a. A. eine Begegnung der Verantwortlichen der drei schweizerischen Landeskirchen (evangelisch-reformiert, christkatholisch und römischkatholisch) statt. Es ging darum, den Beginn einer neuen Etappe der ökumenischen Bewegung in der Schweiz vorzubereiten. In Zukunft sollen die Probleme unter Christen nach dem Beispiel gelöst werden, das im 15. Kapitel der Apostelgeschichte beschrieben ist. Die neue ökumenische Etappe soll «Formen präkonziliaren Zusammenlebens» erproben. Sie soll den Weg für die spätere «konziliare Gemeinschaft» ebnen (Kipa, 5. Januar 1977: Rückblick auf die Amtstätigkeit von Bischof Nestor Adam als Präsident der Bischofskonferenz).

Katechese in unserer Zeit

Die Vorbereitung der Welt-Bischofssynode im kommenden Herbst wirft bisher keine großen Wellen. Die Bischofskonferenzen konnten dank der rechtzeitigen Versendung eines *Vorbereitungspapiers* in aller Ruhe mit ihren Fachgremien ihre Reaktionen und Eingaben beraten. Diese werden zurzeit auf dem Sekretariat der Synode in Rom geprüft und zusammengestellt. Auf diesen «ersten Durchgang» ist somit kaum mehr Einfluß zu nehmen. Soll es aber damit sein Bewenden haben? Sollen alle jene, die nicht zu den genannten Fachgremien gehören, die sich aber von dem Anliegen mitbetroffen fühlen, ja von denen man heute zur Glaubenserziehung in Familie und Gemeinde aktive Mitarbeit verlangt, lediglich *abwarten*, was die Bischofssynode einbringen wird? Und sollen sie dann plötzlich interessiert sein, das allenfalls «Eingebrachte» zu vernehmen und anzuwenden, nachdem zuvor alles mit möglichst wenig «Störung» durch eine breitere kirchliche Öffentlichkeit über die Bühne gegangen ist?

Diesen Eindruck könnte man gewinnen, wenn man den folgenden Beitrag eines Fachmanns liest. Wieso wir ihn bringen, obwohl wir uns mindestens mit dem Schluß nicht ganz identifizieren können, bedarf einer Erklärung. Wir sind an Professor Günter Stachel aufgrund eines Berichtes über das letzte Treffen der Europäischen Arbeitsgemeinschaft für Katechese in Rom (Katechetische Blätter 9/76) gelangt. Wir wollten noch mehr über die dort berichteten, sehr verschiedenen Wege erfahren, wie sie zum Beispiel in Polen und in Spanien besprochen werden. Dank seiner Vermittlung hoffen wir darüber zu Direktinformationen zu gelangen. In der Konfrontation solcher geradezu gegensätzlich wirkender Erfahrungen dürfte ja auch der Hauptgewinn der Bischofssynode liegen, insofern dabei zu lernen ist, wie die Katechese entweder aus den realen Situationen, in denen die Gläubigen leben, herauswächst oder an ihnen vorbeigeht und die Menschen verpasst. Konkrete Beispiele, dachten wir, sind das beste Gegenmittel gegen den «missverstandenen Zentrismus» – die abstrakte «Mitte» der «Ausgewogenheit» –, wogegen sich unser Mitarbeiter, Dr. Peter Hebblethwaite, in seiner Kritik am *Vorbereitungspapier* der Bischofssynode in Nr. 20 des letzten Jahrgangs (S. 221 ff.) wandte. Dieses Papier, so meinte nun aber Prof. Stachel, habe Hebblethwaite in seiner Funktion und Anlage mißverstanden: Es gelte, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn man sich bei den vorbereitenden Gremien der Synode Gehör verschaffen wolle. Dazu gehöre u. a., dass man vom *lateinischen Text* ausgehe, der die Akzente oft anders setze als die teilweise mangelhaften Übersetzungen. So haben wir Professor Stachel Gelegenheit gegeben, sich zum Anwalt dieses Textes zu machen und uns darüber zusätzliche Informationen zu liefern.

Wir fragen uns allerdings, ob er nicht seinerseits den Artikel von Hebblethwaite teilweise (etwa hinsichtlich «Zentrismus») mißverstanden hat. Zu *bedauern*, dass das Vorbereitungspapier nicht (auch) in Funktion der Öffentlichkeit verfasst ist, heisst jedenfalls nicht notwendig, seine Funktion gegenüber Bischöfen und Fachgremien zu verkennen. Diesen selber die Chance eines größeren Widerhalls und einer breiteren Erfahrungs- und Reaktionsbasis («sensus fidelium»!) zu liefern, ist wohl die Aufgabe von Zeitschriften wie der unseren. Es freut uns, dass Prof. Stachel sich bereit erklärt hat, bei uns bald einmal erneut in die Arena zu steigen und den *Konflikt* zwischen einer *immer älter werdenden* «lehrenden» Kirche und den zu «katechisierenden» *Jungen* aufzugreifen.

Die Redaktion

PETER HEBBLETHWAITE hat engagiert und kritisch zu dem Papier Stellung genommen, das die Bischofssynode von 1977 vorbereiten soll. Dabei hat er dieses Papier als ein «Dokument» verstanden, das eigentlich (wäre es ein gutes Dokument) «weites Interesse» hätte wecken und «zu einer tiefgreifenden Diskussion» hätte anregen müssen. Unter solchem Aspekt gelangt er zu dem Urteil, dass uns «ein «schlechtes» Dokument» übergeben worden sei. Er entdeckt Getto-Mentalität («nach innen gekehrt»); ihm fällt auf, daß die Katechese der Befreiung als eine «sogenannte» abqualifiziert wird. Ihm mißfallen der Zentrismus und die kuriale («emotionale») Sprache («Die Buh- und Hurrasprache»). Er konstatiert ständigen Wechsel der «Argumentationsbasis». Ihn stört, daß Universitäten und Schulen für Kinder gleichplaziert werden. Kurzum: er exegisiert den Text, den er für ein Dokument hält, und er tut's nicht ohne Zorn und in der Hoffnung, daß «Kardinal Suenens» bestimmte Mängel dieses Dokuments auf der Synode «in einer donnernden Rede verurteilen wird».

Ich könnte ihm ganz und gar zustimmen, wenn das Papier die Bestimmung hätte, die Hebblethwaite vermutet. Aber da ist doch ganz deutlich ein anderer Sitz im Leben angegeben, nämlich «Ad usum conferentiarum episcopaliarum»; als «Handreichung für die Bischofskonferenzen». Seine Funktion wird (I, 3. letzter Absatz) als ausschließlich «indikativisch» (und eben nicht als anordnend oder Weisung gebend) bezeichnet; es soll einer «geordneten Beratung der Bischöfe» dienen.

In dem (umfassenderen und wichtigeren) Teil II sind schon typografisch die «Fragen» hervorgehoben, während der zugegebenermaßen gelegentlich vor allem in der deutschen Übersetzung stammelnde Voraus-Text wohl eher die Aufgabe hat, die Bedeutung und die Dringlichkeit der Fragen begrifflich zu machen. Schließlich ist nicht jeder Bischof ein katechetischer Experte!

Es scheint deshalb ein eher entsprechendes Vorgehen zu sein, diese «Handreichung» so zu interpretieren, daß man die Intention der Fragen zu erheben sucht, die sie stellt. Zusätzlich sollte bedacht werden, wie eine kompetente Beantwortung der Fragen vorbereitet werden kann. Sachlich unrichtig wäre es, diesem Papier den «Sitz im Leben» zuzuweisen, daß es der Breite der katholischen Christen das katechetische Konzept ihrer Kirche zur Auseinandersetzung übergibt. Dies wird schon

durch die eher vorläufige Art der Übersetzung(en) und den «Manuskriptdruck» der Vervielfältigung widerlegt, die doch den Stil eines Arbeitspapiers widerspiegeln. Ist auch die Öffentlichkeit nicht ausgeschlossen (denn es handelt sich nicht um ein diskretes Papier), so wird sie doch nicht angesprochen. Konsequenterweise wenden sich die Bischöfe auch (über ihren Schulbischof) an die katechetischen Experten ihres Landes, die ihnen als Vertreter von Verbänden und Arbeitsgemeinschaften zur Verfügung stehen (in Deutschland z. B. der «Deutsche Katechetik-Verein» und die «Arbeitsgemeinschaft Katholischer Katechetik-Dozenten»).

Fragenkatalog

Das Papier stellt seine Fragen in 14 Kapiteln (II, 5–18), die man am besten in ihren Überschriften vorstellt:

5. Die ganze Kirche ist für die Katechese verantwortlich. – 6. Alle Christen bedürfen der Katechese. – 7. Die Kinderkatechese. – 8. Die Jugendkatechese (juvenibus tradenda). – 9. Kinder, Jugendliche und Erwachsene in der Kirche (man beachte, daß das Papier den Ausdruck «Erwachsenen-Katechese» vermeidet, also wohl nicht einer konsequenten Pädagogisierung des kirchlichen Dienstes gewogen ist!). – 10. Katechese und heutige Kulturen. – 11. Katechese und soziale Verhältnisse (condiciones sociales). – 12. Katechese und Freiheit. – 13. Katechese und Schule (hier und nicht bei Kindern oder Jugendlichen wird nach dem «status operae pastoralis catechisticae» an den Universitäten eines jeden Landes gefragt, wobei also Pastoral als erstes Charakteristikum dieser Arbeit mit Studenten sich vor Katechese schiebt!). – 14. Katechese und soziale Kommunikationsmittel (gemeint sind Medien!). – 15. Die Katechese für das christliche Leben (gemeint ist die «Finalität», nämlich der Lebensbezug, einer Tradierung des Glaubens). – 16. Glaubenslehre und Katechese (nach 15. und eben nicht vorher eingeordnet!). – 17. Die Methode der Katechese. – 18. Für engere Zusammenarbeit (cooperatio fovenda) in der Kirche.

Bei der Beurteilung eines Papiers muß man natürlich die Frage stellen, ob wesentliche Dinge fehlen. Man sollte eine Inhaltsaufstellung aber so, wie sie vorliegt, zunächst positiv würdigen. Ich habe den Eindruck, als ob in diesen 14 Überschriften in der Tat wesentliche Themen religionspädagogischer Erwägung angesprochen wären. Die Anordnung der Themen und die Formulierung der Überschriften deuten darauf hin, welchen Ansatz der Überlegungen, welche Rangabfolge der zu erwägenden Momente und welche Zielsetzung die Verfasser des Arbeitspapiers von sich aus ins Auge gefaßt haben.

Medien als Hilfsmittel der Pädagogik

Um das Verhältnis von indikativischem Text und daran anschließenden Fragen zu ermitteln, soll das Kapitel 14 abgedruckt werden:¹

«Medien der Kommunikation haben in der heutigen Zeit stärkste Auswirkungen auf die Verbreitung von Gedanken und Lebensgewohnheiten.

Ihr Einfluß als pädagogische Medien wächst überall und ständig; sie stellen also die Katechese vor schwere Probleme.

Kinder und vor allem Jugendliche haben sich an diese Hilfsmittel der Pädagogik schon ganz und gar und überall gewöhnt; so wäre es gefährlich, wenn die Katechese eine solche Tatsache außer acht ließe (talem veritatem praetermittat; in der offiziellen Übersetzung liest man: «wenn die Katechese dieses Mittel ignorieren würde»).

– Welche Rolle spielen in ihrer Nation die Kommunikationsmedien? Welche Schwierigkeiten bereiten sie der Katechese?

– Wie rüstet die Katechese Kinder und Jugendliche aus für den Umgang mit einer «Zivilisation des Bildes»?

– Gibt es in ihrer Nation katechetische Medien? Welche? Mit welchem Erfolg werden sie eingesetzt?

– Welche Vorschläge leiten Sie daraus für eine internationale Zusammenarbeit ab?»

Wie man sieht, weiß das Papier wenig. Es erinnert – wenn man so will – an eine Banalität: Kinder und Jugendliche sitzen vor dem Bildschirm, lesen Illustrierte, gehen ins Kino ... Das hat religionspädagogische Implikationen. – Sieben Fragen werden formuliert; sechs davon nehmen die «Zivilisation des Bildes» als eine positiv zu wertende und religionspädagogisch zu verwertende Tatsache.

Ich weiß nicht, ob ich in einem Vortrag oder einem Aufsatz zum Thema nicht einen breiteren skeptischen Teil hätte, auf viele Defi-

¹ Übersetzung durch mich nach dem lateinischen Text.

zite verweisen, die Zerstörung der meditativen Kräfte und des kreativen Wachstums von Verstehen und Werten signalisieren müßte. Nur: täte ich das, so bestünde kein Anlaß, mir kuriale Engstirnigkeit vorzuhalten.

Wo ist hier – so darf doch gefragt werden – der Zentrismus, das Getto-Denken, die kuriale Angst?

In meiner Stellungnahme zum Papier für den deutschen Schulbischof habe ich darauf hingewiesen, daß die Massenmedien in unserem Land ein hohes Niveau haben, daß sie intellektuell und moralisch im allgemeinen verantwortet gehandhabt werden und daß sie bewirkt haben, daß «typische nationale Charakterfehler» abgebaut wurden. Ich habe aber auch auf die Gefahr der Gewöhnung an Schreckensnachrichten und auf den Nachteil der Rezipientenrolle verwiesen. Als positive (aber noch unbewältigte) Aufgabe hielt ich es vor allem für wichtig, die Entfaltung einer Mediendidaktik und einer echten künstlerisch-ästhetischen Kompetenz in der Herstellung von Medien, die christliche Lebenspraxis vorstellen, zu fördern, und ich vertrat die Auffassung, daß hier Christen anderer Länder über größere Qualitäten verfügen als die deutschen.

An den «Leitlinien» fällt positiv ihr offener Charakter auf. Hier wird nicht von Rom aus eine bereits fertige Auffassung an die Bischofskonferenzen herangetragen, sondern es werden ernste und echte Fragen gestellt. Es hat sich ganz offensichtlich die Meinung durchgesetzt, daß der Ist-Stand der Katechese zu erfragen, wissenschaftlich gesprochen: daß empirisches Material in die Überlegungen, die der Beschlußfassung vorausgehen, einzubeziehen ist. Das entspricht nicht nur besser der Art und Weise, in der sich moderne Menschen einem Problemfeld nähern, sondern führt auch dazu, daß abschließend Aussagen gemacht werden können, die aufgrund ihres Wirklichkeitsbezugs ihrerseits wirkungsvoller sind.

Die Leitlinien selbst sprechen die situativen, kulturellen und sozialen Bedingungsfelder der Katechese an. Sie sind dabei einer Wandlung und einem Fortschritt der Katechese durchaus aufgeschlossen, wünschen «neue Fermente» kennenzulernen und weisen eine «Katechese der Befreiung» nicht grundsätzlich zurück. Es wird auch nicht verkannt, sondern offen angesprochen, daß zwischen der Aufgabe der «Lehrtradition» und dem «menschlichen Fortschritt» eine innere Problematik gegeben ist, mit der sich wissenschaftliche Katechetik und Praxis der Katechese auseinanderzusetzen haben.

Den Leitlinien liegt offenbar ein Verständnis der Katechese zugrunde, das sie als einen Ort «der authentischen Freiheit» und zugleich «der authentischen christlichen Kreativität» versteht.

Lernen als Sozialisationsprozeß

Ein großer Fortschritt ist auch, daß alle katechetischen Bemühungen in ihrem pastoralen Kontext gesehen werden. Den Leitlinien ist auch bewußt, daß es sich um ein Aufgabenfeld handelt, an dem alle Kirchenglieder irgendwie teilhaben. Die gestellten Fragen zeigen, daß man von den Bischofskonferenzen erwartet, daß sie die Breite der gegebenen Möglichkeiten erkunden und ausschöpfen. – Etwas stärker hätte vielleicht noch in den Blick kommen können, was freilich wissenschaftlich noch nicht zureichend erforscht ist und gewöhnlich auch in Publikationen von verhältnismäßig hohem Schwierigkeitsgrad dargestellt wird, nämlich die Tatsache, daß alles Lernen, so auch das Lernen im Bereich des Glaubens, als ein Sozialisationsprozeß zu verstehen ist. Keiner lernt als einzelner; keine Gruppe in einer Gesamtkultur erzieht unabhängig von dieser Gesamtkultur. Schließlich bringt die Sozialisationsforschung zum Vorschein, daß Lernen, Unterweisen, Erziehen nicht so sehr oder wenigstens nicht vorwiegend eine Veranstaltung «für» bestimmte Adressaten ist, sondern ein Kommunikationsvorgang «mit» «Empfängern» einer Botschaft, die ihrerseits jederzeit die Funktion des «Senders» übernehmen können.

Distanzierte Jugend und Katechese

Vielleicht könnte auch noch stärker ins Auge gefaßt werden, daß die Fragen der Jugendkatechese in engstem Zusammenhang mit der

Jugendarbeit stehen. Schließlich – aber das wird man von einem solchen Papier kaum fordern können – ist zu bedenken, daß die Struktur und Verfaßtheit der Kirche, so wie diese sich jungen Menschen von heute darbieten, in sich und aus sich eine bestimmte Distanziertheit gegenüber der Kirche zur Folge haben. Junge Menschen sehen sich in ihrer Mehrzahl von der Struktur dieser Kirche nicht angesprochen. Sie ermöglicht ihnen nicht die freie Beteiligung am Wirken dieser Kirche, sie gibt ihnen kaum eine Chance, ihr Votum einzubringen. Aber das ist nicht durch bessere Katechese zu ändern!

Für die deutschsprachigen Länder wäre vielleicht auch noch der Text des 11. Kapitels und seiner Fragen besonders zu berücksichtigen. Die sozialen Verhältnisse bei uns sind dadurch gekennzeichnet, daß die kapitalistische Differenz, die in anderen Ländern einzelnen und Gruppen ein angenehmes Leben möglich macht, während andere darben, nicht gegeben ist. Zwar gibt es auch bei uns Arme. Das Problem besteht aber nur darin, diese Armen zu entdecken, weniger darin, ihnen wirksam zu helfen. Unser soziales Problem ist der wachsende Mangel an Bereitschaft, ein Leben für andere zu führen. Mithin hätte die Katechese in ihrer ganzen Breite die Bedeutsamkeit und die Schönheit eines Lebens für andere aufzuweisen. Eigentliches, tragfähiges Glück findet man nur in dem Maß, wie man es lernt, sich zu verschenken.

Hingegen gibt es bei uns eine Differenzierung zwischen religiös vollständig säkularisierten Menschen, solchen, deren Säkulari-

sation einen Freiraum für die Möglichkeit des Glaubens ausgespart hat, und solchen, die sich noch zum Glauben der Kirche bekennen. Eine Katechese des Restes, der Elite, scheint nicht wünschenswert. Vielmehr hat die Kirche dem Vertrauen zu entsprechen, das die meisten Menschen unserer Länder ihr mindestens in der Form entgegenbringen, daß sie ihre Kirchengliedschaft nicht aufkündigen und teilweise hohe Steuerbeträge für kirchliche Zwecke entrichten. Unsere katechetische Verantwortung erstreckt sich gerade auch auf die Menschen, die bereits säkularisiert sind, aber ihre Kirchengliedschaft nicht aufgeben. Ihnen muß aufgewiesen werden, daß die Frage nach dem Sinn und Glück in die Transzendenz verweist. Hier auf gibt es keine innerweltlichen Antworten.

Mir scheint, daß solche Erwägungen in der Intention des Arbeitspapiers durchaus anzusiedeln sind. Der nächste Schritt wäre also nicht, das Arbeitspapier zu bekämpfen, beziehungsweise seine mangelnde Qualität aufzuweisen, sondern den Bischöfen bei der Beantwortung der Fragen zu helfen und abzuwarten, was die Bischofssynode zum Thema erbringen wird. Je nach den Erfahrungen, die einer gemacht hat, werden seine Hoffnungen größer oder kleiner sein.

Günter Stachel, Mainz-Lerchenberg

REGIMEGEFÄHRDENDE «ROCK-MUSIK» IN DER ČSSR

Aus der Tschechoslowakei gelangte vor einiger Zeit ein Manuskript des 32jährigen Kunsthistorikers und Publizisten Ivan Jirous in den Westen, das sich stolz *«Ein Bericht über die dritte tschechische Musikrenaissance»* nennt und 1975 verfaßt wurde. Dieser langatmige, gelegentlich absurd wirkende und zum Lachen reizende Text über die Entwicklung der tschechischen «Rock-Musik» zu einer Protestbewegung gegen eine alle Lebensbereiche durchdringende und knebelnde Staatsgewalt, erhält allerdings auf dem Hintergrund der staatlichen Verfolgung dieser «Underground»-Musiker, die in den letzten Monaten einsetzte, einen völlig anderen Stellenwert.

Mit Polizeieinsatz gegen «Rock-Musik»

Rund zwei Jahre war die Tätigkeit der beiden «Underground-music»-Gruppen «The Plastic People of the Universe» und «DG 307» von der Polizei überwacht worden, bevor diese am 21. Februar 1976 zuschlug und 14 der Musiker unter der Anklage von «Rowdytum, Antisozialismus, Nihilismus und Klerikalismus» verhaftete. Im Juli 1976 wurden in Pilsen drei junge Leute, die eine Diskussionsrunde über Popmusik in Pilsen veranstaltet hatten, wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses zu Haftstrafen zwischen acht und dreißig Monaten verurteilt, ein Urteil, welches das Berufungsgericht inzwischen jedoch milderte.

Auch der Prozeß gegen die Undergroundmusiker, den die Prager Behörden für den 30. August bis 6. September ankündigten, wurde verschoben. Als dieser schließlich am 21. September begann, da standen nur noch vier Angeklagte vor den Schranken, nämlich der bereits erwähnte Ivan Jirous sowie der Textdichter Pavel Zajíček (25), der amtsbehinderte evangelische Pastor und Liedersänger Svatopluk Karásek (33) und der ehemalige Theologe und Musiker Vrátilav Brabenec (33). Am 23. September wurden die vier Angeklagten zu Kerkerstrafen zwischen achtzehn und acht Monaten verurteilt und dieses Urteil am 12. November vom Berufungsgericht bestätigt.

Damit wurde auch vor aller Welt amtlich bescheinigt, daß das Regime in der ČSSR die «Rock-Musik» als ein eindeutig staatsgefährdendes Element betrachtet. In einem Land, in welchem selbst die bescheidenste Regung eines Protestes bereits als Gefährdung betrachtet wird, konnte auch eine «Underground-music» nicht geduldet werden, um so mehr, als sie gerade in studentischen Kreisen großen Anklang fand und Hunderte von jungen Leuten anzog. Daß sich diese Musik von einem bloß lautstarken, aber sinnlosen Protest gegen das «Establishment» unter dem Einfluß von Karásek

zusehends veränderte und eine mehr und mehr sinngebend religiöse Haltung erhielt, ließ sie in den Augen der Kommunisten verständlicherweise in wachsendem Maße als gefährlich erscheinen. Die Erfahrungen aus dem «Prager Frühling» sind noch nicht vergessen und lassen die Parteigewaltigen offensichtlich bereits bei «Rock-musik»-Tönen zittern.

Es erscheint deshalb sinnvoll, den «Chefideologen» dieses verunglückten musikalischen «Aufbruchs» selber zu Wort kommen zu lassen und zu sehen, wie er die Entwicklung einiger tschechischer «Rock»-Gruppen zum musikalischen «Underground» einige Monate vor seiner Verhaftung einschätzte. Wir beschränken uns dabei auf die Wiedergabe einer von uns übersetzten und auf die wesentlichen Teile gekürzten Fassung des «Berichts», der hiermit zur *Erstveröffentlichung* gelangt. Vorweg sei auf das Motto hingewiesen, das Jirous an den Anfang seiner Ausführungen stellt:

«In den großen Kulturrevolutionen gibt es für die Menschen eine einzige Methode: sich selbst zu befreien. Man darf keine Methode verwenden, die an ihrer Statt die Dinge erledigt. Vertrauen Sie den Menschen, rechnen Sie mit ihnen und respektieren Sie ihre Aufgabe. Legen Sie die Angst ab. Fürchten Sie das Durcheinander nicht. Die Leute sollen sich in der großen Revolutionsbewegung selber erziehen.»

Mit diesem Motto von *Mao Tse-tung* kennzeichnet sich Jirous bereits als Nonkonformist. Für ihn begann die «zweite tschechische Musikrenaissance» gegen Ende der sechziger Jahre, als überall in Böhmen «Rock»- oder «Big-Beat»-Gruppen entstanden und ihre Zahl allein in Prag auf über hundert stieg. Doch nur eine von ihnen schien Jirous erwähnenswert. Er begründet dies, und damit lassen wir seinen Text beginnen:

R. H.

«EIN BERICHT ÜBER DIE DRITTE TSCHJECHISCHE MUSIKRENAISSANCE»

von Ivan Jirous (Prag)

Aus dem zeitlichen Abstand kann man ruhig sagen, daß mit «The Primitives Group» in der Prager Musik das «Underground»-Phänomen zum Vorschein kam, unbewußt zwar, aber doch fühlbar. Wir sprachen absichtlich über keine Kapelle der «berühmten» Ära des tschechischen Beat. Sie haben ihre Möglichkeiten und Pflichten jämmerlich verwirkt. Es war nicht zu fassen, wie schnell die Repräsentanten dieses jüngsten Kunstfachs die alten, eingeführten Genres zur Kommerzialisierung und Konsumation übernahmen. Der Maßstab ihres Strebens wurde die Karriere an sogenannten Kleintheatern. Mehr und mehr achteten sie auf eine akademische Form, damit

Bildungshaus Bad Schönbrunn

- Teilhard-de-Chardin-Tagung
4.–6. Februar 1977

P. Richard Brüchsel SJ, Bad Schönbrunn

Christliche Lebensgestaltung

Ihr neuzeitlicher Entwurf bei Teilhard de Chardin
im Licht der Tradition

Beginn Freitag, 4. 2., um 19.00 Uhr
Schluß Sonntag, 6. 2., um 13.00 Uhr

- Studientagung
12.–13. Februar 1977

Dr. P. Walbert Bühlmann OFM Cap., Rom

Es kommt die Dritte Kirche

Thesen zum Verständnis der Kirche
in der Welt von heute und morgen

Beginn Samstag, 12. 2., um 16.00 Uhr
Schluß Sonntag, 13. 2., um 16.00 Uhr

Anmeldungen an die Direktion von Bad Schönbrunn,
6311 Edlibach, Tel. (042) 52 16 44.

die geistig ohnmächtigen Kritiker nichts aussetzen konnten, obwohl diese die «Rock-Musik» vom Standpunkt überholter Kriterien beurteilen. (...)

In diesem Meer von geistiger Not, in welchem die offiziell anerkannten Kapellen versanken, war «The Primitives Group» nicht zu übersehen. Sie waren barsch, rau und ohne Schliff. Unbewußt bemühten sie sich, ausgeprägt so zu bleiben. Sie besaßen kein eigenes Repertoire, aber sie bewiesen durch die Auswahl der Kompositionen ein vollkommenes Gefühl für Werte. Sie spielten Jimi Hendrix, Eric Burdon, «The Grateful Dead», «The Pretty Things», «The Doors», «The Mothers of Invention» und «The Fugs». Ende der sechziger Jahre war die Einführung von angelsächsischen Gruppen auf der tschechischen Szene unerlässlich. Nur so konnte die tschechische «Rock-Musik» das Weltniveau erreichen. Die ausländischen Schallplatten waren seltener zu haben als heutzutage. Als «The Primitives Group» das erstmalig Frank Zappa spielte, kannten ihn in Prag nur wenige Eingeweihte.

Das alles hätte jedoch «The Primitives Group» zu keiner Kapelle gemacht, von der man den «Underground» als eine Bewegung, die abseits der etablierten Gesellschaft eine eigene und eigenartige Welt gestaltet, mit einer anderen inneren Spannung, mit einer anderen Ästhetik und infolgedessen mit einer anderen Ethik, hätte ableiten können. Dies ergab sich vielmehr durch die Orientierung auf eine Richtung der simultanen Musik, den sogenannten «*psychedelic sound*». Auf diesem Gebiet war «The Primitives Group» recht schöpferisch, schon deshalb, weil sie in jener Zeit, als sie sich auf diese Musik spezialisierten, darüber kaum mehr wußten, als sie unter den Worten verstanden. Und die verstanden diese richtig. Sie bemühten sich, durch ihre Musik bei den Hörern einen Gemütszustand hervorzurufen, in welchem sich der Mensch für eine Weile befreit und die Fundamente seines Wesens bloßlegt. Dazu diente nicht nur die Musik, sondern auch eine ganze Reihe anderer Mittel: die unmittelbare Wirkung der Elemente, des Wassers (FISH FEAST), der Luft (BIRD FEAST) und insbesondere des Feuers sowie Methoden, die aus der bildenden Kunst übernommen waren oder mit der «Happening»-Bewegung zusammenhingen. Zu «The Primitives Group» sei nur noch kurz und bündig angemerkt: Als die offiziellen Kritiker der tschechischen «Rock-Musik» auf dieses «en-

fant terrible» der tschechischen Rockszene aufmerksam wurden, da löste sich die Gruppe aus eigenem Antrieb auf. Die Weiterentwicklung der «*psychedelic-music*» wurde dadurch in Prag nicht unterbrochen, denn als sich «The Primitives Group» im Mai 1969 trennte, da waren zu dieser Zeit «The Plastic People of the Universe» bereits fünf Monate tätig.

Der mythologische «Underground»

*«Die Welt ist schön,
die Plastik-Leute sehen es nicht,
Die Blumen sind schön,
die Plastik-Leute sehen es nicht.
Der Sonnenuntergang ist schön,
die Plastik-Leute sehen es nicht.
Sie haben nur eine Sache im Auge,
nur eine Sache ist für sie makellos,
die Plastik-Leute im Untergrund.»*

(Kosmische Symphonie)

«The Plastic People of the Universe» bekannnten sich bewußt zum «Underground». (...) Von großer Bedeutung für die weitere Entwicklung der «Rock-Musik» in Prag war die Tatsache, daß sich Milan Hlavsa, der Gründer der «Plastic People», als ausgezeichnete Komponist erwies. Und die Originalmusik brachte auch Originaltexte mit sich, die in der ersten Zeit – nennen wir sie die mythologische Ära der «Plastic People» – eine Skizze von der Kosmologie des Untergrunds darstellten. «Underground» wird mythologisch verstanden als eine Welt abgesonderter Mentalität, die sich von der Mentalität der im «Establishment» lebenden Menschen unterscheidet. Die Texte von Michal Jernek und Vera Jirousova räsonierten mit der Kabbala des Cornelius Agrippa von Nettesheim (eine Symbolik, die schon «The Primitives Group» in dem «Fest der Elemente» benutzte) und stellten das Volk des «Underground» in Situationen vor, die das Attribut «of the Universe» vollauf rechtfertigten. (...)

Die Wirkung der Musik ist durch visuelle Mittel verstärkt, was von «The Primitives Group» übernommen wurde. Auf der Szene brennen Feuer, die Feuerwerker sind kostümiert und die Musikanten im Gesicht bemalt. (...) Bei der Premiere der «Kosmischen Symphonie» opferten «The Plastic People» dem Gott Mars eine Henne; an dem Tag, als die ersten Menschen auf dem Mond landeten, zündeten sie bei der Vorstellung «fliegende Teller» an.

[Neben den eigenen Kompositionen spielten sie Werke der Gruppe «The Velvet Underground» und Sanders und Kupferbergs «The Fugs» ebenso wie die neuesten Stücke von Frank Zappa, wie Ivan Jirous ausdrücklich vermerkt.]

So sah es in jener Zeit aus, als die Gruppe zu Recht das Attribut «of the Universe» benutzte. Traditionsbewußt nennen sie sich noch heute gleich, obwohl inzwischen manches geschah, was sie veranlaßte, auf der Erde vor Anker zu gehen. Der «mythologische Underground» verwandelte sich in einen «kultursoziologischen Underground», so wie dies Sanders, Ginsberg, Nuttal, Leary u. a. am Anfang der sechziger Jahre verstanden und proklamierten. Ich wage sogar zu behaupten, daß unser «Establishment» die Bedingungen erst schuf, unter denen er zu einem «Underground» im wahren Sinne des Wortes heranwuchs.

«Underground» gegen staatliche Repression

Wiederum nahm ihn der Teufel mit auf einen hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sagte zu ihm: Das alles werde ich dir geben, wenn du niederfällst und mir huldigst. (Mt 4, 8f.)

Zu Beginn der siebziger Jahre hat das «Establishment» durch drastische Maßnahmen die «Rock-Musik» als Bewegung praktisch liquidiert. Es wurde verboten, englisch zu singen; die englischen Namen der Gruppen wurden geändert. Eine ganze Reihe von «Rock-Musikern» wurde zu bemitleidenswerten Begleitmusikern kommerzieller Pop-Stars. «The Plastic People of the Universe» hingegen beabsichtigten keine von einem fremden Willen aufgezungenen Änderungen, die nicht aus dem Charakter und dem inneren Bedürfnis der Musiker selbst hervorgingen, noch führten sie welche durch, weder in der Benennung und im Repertoire noch im Äußeren. Das Statut einer professionellen Kapelle wurde ihnen ent-

zogen. Die Schwächeren gingen weg, und der Kern der künftigen «The Plastic» um Hlavsa und Janíček fing praktisch mit nichts wieder an, ohne Apparatur, ohne Instrumente, ohne sichtbares Hinterland, aber mit der ganz klaren Konzeption: Was der Musikant spielt, das muß in Einklang mit seinem Gewissen stehen. Nur so kann er sich über die Musik freuen und diese Freude über das Geschaffene und Gespielte dem Publikum vermitteln.

Nach einer längeren Pause stellten sich «The Plastic People» im Winter 1971 an einem Tanzabend in Ledeč a. S. dem Publikum in neuer Besetzung mit dem ausgezeichneten Geiger Jiří Kabeš und dem Sänger Paul Wilson vor. Da wurde schon allen klar, daß sie die einzige bedeutende «Rock»-Gruppe waren, welche bewiesen hatte, daß man weder die künstlerischen Ansprüche noch die Begleitattribute der «Rock-Musik» aufgeben muß. Die Leute kamen scharenweise aus Prag, Karlsbad und anderen Städten nach Ledeč a. S. (...)

«The Plastic People» wahrten ihr Gesicht. Sicher hätte man bessere Musiker finden können. Doch das war nicht der springende Punkt. Selbst in der schwersten Zeit, als sie gar nichts besaßen, stand es für sie fest: besser gar nicht spielen, als das, was das «Establishment» verlangt. Das ist aber zu milde ausgedrückt. So ist es nicht besser, sondern so ist es notwendig. Der Verzicht auf alles, womit jeder Künstler in der heutigen Situation rechnen muß, ist die prinzipielle Voraussetzung, die sämtlichen öffentlichen Leistungen in der geistigen Sphäre vorangeht. Und das nicht erst, wenn die Lage schon offenbar ist. Gibt man das erstmal nach – ob mit einer heuchlerischen Entschuldigung oder aus aufrichtiger Überzeugung ist dabei unwichtig – dann ist bereits alles verloren.

Stellt der Teufel, der heute durch den Mund des «Establishments» redet, als erste Bedingung: Schneidet eure Haare kürzer, nur ein wenig, und ihr dürft weiterhin spielen, dann muß man nein sagen. Wenn der Teufel, der heute durch den Mund des «Establishments» redet, sagt: Ändert den Namen, und ihr dürft das gleiche fürderhin spielen, dann muß man nein sagen, dann spielt man eben nicht.

Aber eigentlich ist das gar nicht nötig. Nicht einmal das «Establishment» hat die Macht, denen das Spielen zu verbieten, die auf alle Vorteile der Berufsmusiker verzichteten. Das «Establishment» kann nur den erpressen, der es besser haben will, als es die anderen haben. Gegen denjenigen, der das bessere Leben nicht durch Geld, sondern durch die Wahrheit erreichen will, hat das «Establishment» zu kurze Klauen. (...) «Der große Künstler der Zukunft wird in den Underground gehen», schrieb Marcel Duchamp an der Neige seines Lebens. «Underground» war für ihn keine Etikette zur Kennzeichnung eines neuen Kunsttrends. «Underground» war für ihn die neue geistige Stellung eines ehrlichen Künstlers, der auf die entmenslichten und verhurten Werte in der Welt der Konsumgesellschaft reagiert.

Mit «Häppening» und tschechischen Liedtexten

Wenn wir behaupteten, «The Plastic People» sei die einzige echte Underground-«Rock»-Gruppe geworden, so bedeutet das keineswegs, daß sie die einzige Undergroundgruppe überhaupt war. Kurze Zeit existierte gleichzeitig noch die Gruppe «Aktual». Man könnte sie zwar in die Sphäre der «Rock-Musik» einreihen, doch dominierten die Methoden der aleatorischen Musik und der Serialkompositionen. «Aktual»-Leader *Milan Knížák* bekannte sich damit eigentlich zu jener neuen Richtung der Musik, wie sie vor allem John Cage propagierte. Knížák stellte «Häppening», «Environment» und «Events» in den Vordergrund und eilte auf diese Weise mit seiner Kapelle der Zeit voraus. Im Unterschied zu «The Plastic People» besaß er kein Hinterland und kein Publikum, das seine Musik akzeptiert hätte. (...) Es kam zu einer paradoxen Situation: Bei einem gemeinsamen Konzert im Oktober 1971 bejubelte das Publikum «The Plastic People», während die Musik der «Aktual»-Gruppe vollkommen durchfiel. Die einzigen begeisterten Zuhörer waren «The Plastic People» selbst. Die Beweglichkeit, Lebendigkeit und Variabilität des ganzen Auftritts begeisterte sie. Die «Aktual»-Gruppe benutzte ungewöhnliche Instrumente: Präßluftbohrer, ein startendes Motorrad, eine elektrische Bohrmaschine, Holzhacken auf dem Podium, wobei kleine Holzscheite und zwischendurch Reis ins Publikum geschleudert wurden. Aber

vor allem gefielen ihnen die tschechischen Liedtexte von Knížák mit ihren provokativen Gedanken. Bisher war die englische Sprache als verbindliche Sprache der guten «Rock-Musik» betrachtet worden. So hatten «The Plastic People» die tschechische Sprache nur für Rezitative, nicht aber für den Gesang benutzt. Dagegen lautete Knížáks unerschütterlicher Grundsatz: Unsere neuzeitliche Musik soll die Leute in der Muttersprache ansprechen. Knížák nahm durch seine Impulse und Provokationen indirekt Einfluß auf die weitere Entwicklung der «Plastic People». (...)

Mit Egon Bondy zur Provokation

Von einem gewissen Standpunkt aus gibt es keine Wiederkehr. Diesen Standpunkt muß man erreichen.

(Franz Kafka)

(...) Die Begegnung mit dem Prager Dichter Egon Bondy lieferte das letzte Tröpfchen, das die «Plastic People» zu einer wirklichen «Underground»-Gruppe machte. Seit dieser Zeit vertonten sie fast ausschließlich dessen Werke. Egon Bondy beschäftigt sich mit den fundamentalsten und tiefsten Angelegenheiten des Menschen, angefangen mit seiner gesellschaftlichen Dimension bis zu seinem immer neu verletzten und unvollkommenen biologischen Dasein. Seine Poesie verwirklichte unwillkürlich einen Programmpunkt der Untergrundbewegung aus dem Jahre 1964: «Ganz und gar die sanktpaulinische Lüge auszurotten, die in der christlichen Konvention schweigend annimmt, die Leute scheißen nicht, brunzen nicht und koitieren nicht.» Bondy verstieß vermutlich gegen jedes Tabu, aber nie aus Selbstzweck oder Provokation. Er sprach nur die Wahrheit über das Leben und über die Situation des Menschen in dieser Welt aus. Das «Establishment» erlaubte ihm nie, auch nur ein einziges Gedicht zu veröffentlichen. Durch die Vertonung seiner Gedichte lieferten «The Plastic People» den Beweis, daß es für sie viel wichtiger ist, ihren Zuhörern Kulturwerte zu vermitteln, als im offiziellen Kulturapparat einen Platz zu erobern.

[Ivan Jirous zeigt anhand zweier Beispiele, wie die als «Musikhappening» gestalteten Auftritte der «Plastic People», deren Kern von Milan Hlavsa, Josef Janíček, Jiří Kabeš und Vráta Brabenc gebildet wurde, aussahen, eine Beschreibung, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten.]

In Klukovice bei Prag gestalteten sie beispielsweise im Juni 1973 eine Komposition mit dem Titel «Wie wird es nach dem Tode sein?» aleatorisch-elektronisch mit dem wunderlichen Instrument Theremin. Die ganze Szene und die Musiker waren hinter einem riesigen Transparent mit der Aufschrift «Aj, ich ging um fünf Äcker herum» versteckt. Der Dichter Pavel Zajíček stand auf einem Tisch im Hintergrund der Szene mit einer brennenden Glühbirne vor dem Mund. Zum Programmschluß sprang er kopfüber und augenrollend durch das Transparent zwischen die auf dem Boden sitzenden Zuschauer.

Die geschlossenste Inszenierung der «Plastic People» fand sich auf einem Konzert in Veleň bei Prag im Dezember 1973. Im Gegensatz zu normalen «Rock»-Gewohnheiten war sie im Stil einer Dorftanzunterhaltung mit Blaskapelle gestaltet, deren Volksliedmotto lautete: «Der Jäger ging auf den Anstand». Die Szenerie bildete eine Unmenge von Hagebuchenästen und Baumstrünken, auf denen die Musiker ungewungen saßen und dabei aßen, Bier tranken und sich unterhielten, als ob das Publikum nicht existierte. Am Rande der Szene stand der Dichter Zajíček in einem silbernen Asbestschutzanzug und sprach in den Lautsprecher einen Traum der vorigen Nacht: «Erster Dezember: «Plastic People of the Universe», concertino. Sechszwanzigster Dezember: jeder ein Säcklein mit Bohnen und ab in die Berge. Anti. Hebe den Kopf vom Kissen, wirf endlich die Last ab, befreie dich vom grässlichen Herrscher, schüttle die Verfolgung ab, gehe, trinke, kotze, lebe, saufe [u. a. m.]. Ich laufe mit dem Dreck gegen die Leinwand, in die Leinwand haue ich den Dreck ein.» Dann einige Minuten monoton und langsam: «Anti ..., Anti ..., Anti ...», jeweils unterbrochen durch die Schreie: «DG 307 grüßt Pražice – Tante Hendrix Gemeindefraßenräumer aus Ostroh-Seeberg».

Diese offenbare Kontradiktion zwischen schizoiden Äußerungen und der ländlichen Szene ist ein Beispiel für die Art und Weise, wie «The Plastic People» mit den vertonten Texten umgehen. Die lieb-

Für die

Arbeit mit Ehrenamtlichen

sucht der Diözesan-Caritasverband München-Freising ab sofort oder später

Sozialarbeiter/ Sozialpädagogen

für das Referat «Soziale Dienste der Gemeinde – Gemeindec Caritas».

Arbeitsgebiet:

Mit den Methoden der Erwachsenenbildung und Gemeinwesenarbeit die kirchlichen Gemeinden in ihrer Verantwortung für den Mitmenschen zu bestärken.

Voraussetzungen:

Praktische Kenntnisse
Fähigkeit, praktische Erfahrungen theoretisch verfügbar zu machen
Planungs- und Organisationstalent
Kreativität, Teamfähigkeit

Interessenten bitten wir um Bewerbung an:

**Katholischer Caritasverband der Erzdiözese
München und Freising e.V.** – z. Hd. von Frau Wissen
Adlzreiterstraße 22, 8000 München 2

lichsten Melodien sind für folgende Texte bestimmt: «Gestern, am Sonntag, juckte mir der Arsch.» Die Spannung zwischen dem deren Text und der lieblichen Melodie (der schönen Form) ist das wirksamste Mittel der psychedelischen Musik. (...)

Auf eine Befreiung zu hoffen lähmt

Warum bezeichnen wir eigentlich den Anfang des Jahres 1973 als Beginn der *dritten tschechischen Musikrenaissance*? Einerseits wurden zu diesem Zeitpunkt zwei neue Kapellen gegründet, die «Sommer-nachtstraum»-Band und vor allem «DG 307», andererseits finden gemeinsame Veranstaltungen von Kapellen mit unterschiedlichen Ausrichtungen an. Die Leute konzentrierten sich nun mehr darauf, was sie im Widerstand gegen die Kulturpolitik des «Establishments» vereinigte, als darauf, was sie auf Grund ihrer Neigungen oder Aversionen trennte.

Im Frühjahr besuchte ein Mitglied der Kreuzherrenscheule, das schon früher jeden Sommer nach Prag gekommen war, die Stadt. Es war überrascht, daß alle ernster geworden waren. Es hatte uns als eine ungebändigte, spontane Gesellschaft gekannt, jetzt traf es – wie es sich äußerte – kleine Gruppen von intellektualisierenden Menschen. Dieser Blick von außen brachte uns zum Bewußtsein, wie wir seit 1969 müde geworden sind. Es war eine Zeitspanne, in der uns nach und nach dämmerte, daß das, worin wir leben, kein Provisorium ist, daß es lange Zeit halten wird, höchstwahrscheinlich für immer. Was die kollektive Tätigkeit anbelangt, so war es eine tote Zeit, voll von Hemmungen und Katzenjammer über die offizielle Kulturpolitik. Ich meine, daß das Jahr 1973 für die Überwindung dieser Krise entscheidend war. Man mußte aufhören, damit zu rechnen, daß etwas geschieht, was den Musikern das Spielen, den Dichtern das Publizieren und den Malern das Ausstellen wieder ermöglichte. Mit einem Wunder zu rechnen lähmt die bildende Arbeit und insbesondere die kollektive Tätigkeit. Es lohnt sich nicht zu schaffen, solange man keine Möglichkeiten sieht. Aber wenn man einmal bewußt oder unbewußt begreift, daß etwas für immer

existiert, dann muß man sich unbedingt befreit fühlen. Wird die Welt nie anders aussehen, so muß man sich nicht durch das Warten auf eine Rettung zerstreuen. Man muß in der gegebenen Welt heimisch werden, so, daß man heiter und würdig leben kann.

[Zur «Sommer-nachtstraum»-Band sei nur soviel angemerkt, daß sie sich aus drei bildenden Künstlern, Karel Nepraš, Míla Hájek und Milan Cech, sowie dem Ingenieur Petr Lampl und Vráta Brabeneč zusammensetzte und sowohl klassische Kompositionen als auch Pop-Musik persiflierte, was ihr großen Erfolg brachte. Ivan Jirous ordnete sie unter die «dadaistischen Reminiszenzen der letzten 30 Jahre» ein. Für ihn besitzt «DG 307» allerdings größere Bedeutung.]

Diagnose 307: Neurotische Zustände durch ungünstige Lebensbedingungen

«DG 307» wurde im Jahre 1973 von Hlavsa und Zajíček als das Produkt ihrer geistigen Symbiose gegründet, jedoch nicht in intellektueller Absicht, sondern eher als eine Folge ausgelassener Spontanität. Hlavsa zeigte hierbei eine erstaunliche musikalische Schizophrenie. Seine Kompositionen haben mit der Musik der «Plastic People» nichts gemein. Nähern sich die «Plastic People» heutzutage gefährlich der ernstesten Musik, so ist die jüngere «DG 307» frei von «Rock»- oder anderen Musikkonventionen. Dies wird auch visuell durch eine Reihe von untraditionellen Instrumenten unterstrichen: Man spielt auf einer eisernen Kette, auf einer Staubsaugerstange, auf einer Schreibmaschine usw. [Dem Zufall wie auch der Improvisationskunst der Musiker wird breiter Raum eingeräumt.]

In der Arbeit mit dem Text bewegt sich Hlavsa von der Eindeutigkeit und dem Bemühen um Mittelbarkeit (...) («Die Reinigung», «Die Klärung») zur völligen Entrealisierung des Textes, ohne daß man die schriftliche Vorlage kennt («Der Ertrunkene»).

Eine ebenso breite Skala umfassen die Texte von Zajíček, welche vom schwarzen Humor (...) bis zur genauen Schilderung über die Stellung der Untergrundleute in der Welt der Konsumgesellschaft reichen, wo diese nach außen die Rolle der harmlosen Clowns spielen, obwohl sie in der Tat die Funktion des schlechten Gewissens erfüllen. Übrigens sind die letzten Texte von «DG 307» eher humorlos. Im Laufe der zwei Jahre ihrer Existenz wurde Zajíček älter, als dies biologisch möglich ist. Er entwickelte sich zu einem chiliastischen Prediger, bei welchem man trotz Slang, Neologismen und dem Streben nach ungezwungener Sprache den Einfluß neuteamentlicher Lektüre spürt, indem er an uns alle, die im «Underground» leben und wirken, appelliert, Mut und Menschlichkeit nicht zu verlieren.

Den Namen «DG 307» wählte die Gruppe unter der Voraussetzung, daß es sich um eine Diagnose der Schizophrenie handle. Aber die Diagnose 307 lautet: zeitweilige Situationsstörungen, was die Lage der Kapelle und den Kreis ihrer Zuhörer in der Welt viel genauer ausdrückt.

Der Text der Diagnose:

«Zeitweilige Störungen der Sachlage bei Personen, bei denen früher keine geistigen Störungen vorkamen, zum Beispiel:

- starke Streßreaktion (panische Reaktion),
- Kampfmüdigkeit,
- Störungen der Adaptationsfähigkeit beim Heranreifen und im Alter,
- affektive Störungen des Handelns,
- Kurzschlußhandlungen,
- psychopathische Reaktionen bei normalen Personen in Streßsituationen.»

Die Kapelle «DG 307» ist ein Schrei der Verzweiflung von ganz normalen Personen, die unfähig sind, die Welt der Konsumgesellschaft zu akzeptieren. Hinter ihrer wilden Form verbirgt sich tiefer Ernst, der ein Erbe der mitteleuropäischen Kulturtradition ist. Wenn die «DG 307» schreien: «Wir sind das Symbol der Degeneration», so ist das kein schwarzer Humor, sondern ein Zeugnis von der Selbstreflexion einer Generation, die dies durch solche Musik zum Ausdruck bringt. Unzweifelhaft ist es eine dekadente Musik im wahrsten Sinne des Wortes. Aber was für eine andere progressive Musik könnte denn in dem Milieu, in welchem uns zu leben bestimmt ist, entstehen? (...)

Aufbruch in die religiöse Dimension

Auf der musikalischen «Underground»-Szene treten nicht bloß Musikkapellen auf. Bei «Hannibal's Wedding», dem «Ersten

Musikfestival der zweiten Kultur» vom September 1974, erschienen auch zwei Sänger, Sváta Karásek und Charlie Soukup.

Charlie Soukup singt über das Essen, das Fernsehen, den Rundfunk und über den Fußball. Er läßt keinen der für die Konsumzivilisation heiligen Werte in Ruhe. Seine Lieder sind keine gewöhnlichen und peinlichen Protestsongs. Soukup protestiert nicht, er ironisiert mit feinem Sprachgefühl. Er ist kein Schreihals, sondern ein stiller Kommentator der Stumpfsinnigkeit all jener, welche die Möglichkeit, frei, farbig, vielfältig zu sein, mit den Genüssen der Herde verwechseln (...):

Es wäre für alle, die das Publikum der «Plastic Poep» ein Gesindel und Pack nennen (so sagte es der Bezirksrichter von Böhm. Budweis) oder behaupten, daß sie keine Menschen seien (wie dies von Mitgliedern des öffentlichen Sicherheitsdienstes anlässlich eines Konzerts in Prag gesagt wurde), eine Überraschung, wie aufmerksam und begeistert dieses Publikum den Liedern von Sváta Karásek zuhörte. (...)

[Von einer Ausnahme abgesehen haben die Lieder des amtsbehinderten evangelisch-reformierten Pastors durchwegs einen religiösen Inhalt. Sie bilden eine Mischung von amerikanischen «Spirituals» und «Gospel-Songs», in welche Karásek akustisch angepasste tschechische Texte einfügte. Doch Karásek ist durchaus kein Einzelphänomen. Man könnte von einem eigentlichen Abschwanken der tschechischen «Rock»-Szene in die religiöse Sphäre sprechen, die der neu-aufbrechenden Religiosität unter den Jugendlichen entspricht, welche damit gegen die atheistische Indoktrinierung durch das Regime rebellieren.]

Auch der Ironiker Soukup führt in seinem Repertoire Lieder wie «Ich glaube an Gott» oder «Am Firmament geht ein Stern auf». Und die «Umela hmota»-Gruppe singt in den «Unsicherheiten»: «Auf dem Berggipfel sitzen Pilger. Sie sprechen leise über Leben und Tod ...». Wir erwähnten bereits Zajíček von «DG 307» als einen chiliastischen Prediger. Er sagt: «Jeden Morgen sollten wir uns reinigen, jede Nacht sollten wir uns lieben, und jede Sekunde sollten wir auf das Ende vorbereitet sein» («Die Reinigung»). «Wir erleben viele Freuden inmitten der Vergänglichkeit; unsere Not ist uns bewußt geworden, um unserem Dasein Sinn zu verleihen; doch dieses irdische Asyl ist kein Endziel» («Unsere Bekannten»). «Wir sind Fruchtträger, wir sind eine Vorahnung des Staubes» («Was sind wir»). Und die «Plastic Poep» singen in einem Lied: «Wir leben in Prag, das ist dort, wo einmal der Hl. Geist selbst erscheinen wird».

Ich verstehe, daß das «Establishment» daran nur geringe Freude hat. Aber wir haben auch nur geringe Freude am «Establishment». (...) Eine chiliastische Stimmung entsteht in einer Situation, wo der geistige Druck der weltlichen Macht für die Leute unerträglich ist. Sicher, dies gilt nur für einige Leute, wir sprechen nicht von den «Konsumenten». Wir reden über Leute, die in einem geistigen Ghetto leben, einem Ghetto ohne Mauern, welches in einer fremden und feindlichen Umwelt zerstreut ist. (...)

[Diese in einem geistigen Ghetto lebende Gesellschaft schildert Egon Bondy in seinem utopischen Roman «Die invaliden Geschwister».]

«Underground» als Versuch, den Rest des Lebens würdig zu bestehen

Wir müssen vernünftig handeln in dieser Welt des Bösen, in jener Umgebung, in der uns Gott unwiderruflich unterbrachte.

(John Milton)

(...). «Underground» ist an keine künstlerische Richtung und an keinen Stil gebunden, auch wenn er sich in der Musik vorwiegend in der Form des «Rock» äußert. «Underground» ist eine geistige Haltung von Intellektuellen und Künstlern, die sich bewußt und kritisch von der Welt, in der sie leben, absondern. Es ist eine Kriegserklärung gegen das «Establishment» (...) und eine Bewegung, die vorwiegend mit künstlerischen Mitteln arbeitet. Aber ihre Vertreter sind sich bewußt, daß die Kunst nicht das Endziel des künstlerischen Strebens ist und sein kann. Den «Underground» bilden Leute, welche begriffen haben, daß sich im Rahmen der Legalität nichts ändern läßt. Deshalb bemühen sie sich, nicht in die Legalität einzutreten. (...) Kurz formuliert ist «Underground» demnach eine

Aktivität jener Künstler und Intellektuellen, deren Werk für das «Establishment» unannehmbar ist und die diese Unannehmbarkeit nicht dulnd und passiv akzeptieren, sondern versuchen, durch ihre Werke und ihre Haltung das «Establishment» zu zerstören. Wer den «Underground» zu seinem Lebensraum auserwählt hat, der muß besessen und demütig sein, sonst hält er nicht durch. (...)

Bei uns ist eindeutig klar: die «erste Kultur» will uns nicht, und wir wollen mit ihr nichts zu tun haben. Anerkennung, Erfolg, Ehrenpreise, Titel und nicht zuletzt der materielle Wohlstand, diese Versuchung kommt für uns nicht in Frage. (...) Bei uns ist es ein für allemal klargestellt: Alles, was wir tun, kann den offiziellen Kulturträgern nicht gefallen, weil es unbrauchbar ist, um den Eindruck zu erwecken, alles sei in Ordnung. Die Dinge sind nämlich überhaupt nicht in Ordnung. Es existiert keine restlos glückliche Ära der Menschheitsgeschichte, und die wirklichen Künstler waren immer diejenigen, welche darauf aufmerksam machten, wo etwas nicht in Ordnung war. Es ist ein Merkmal der Kunst, Unruhe zu stiften.

Im Westen ist das Ziel des «Undergrounds» eine direkte Zerstörung des «Establishments». Bei uns hat der «Underground» die Errichtung einer «zweiten Kultur» zum Ziel, welche von den offiziellen Kommunikationskanälen und von der Hierarchie der Werte, wie sie im «Establishment» herrschen, absolut unabhängig wird. Diese Kultur kann nicht die Zerstörung des «Establishments» zum Ziele haben, weil sie sich sonst diesem selber in die Hände geben würde. Sie befreit ihre Anhänger vielmehr von der skeptischen Ansicht, daß man nichts machen könne, und demonstriert ihnen, daß man sehr viel machen kann, sofern man wenig für sich und mehr für die andern will. Nur auf diese Weise kann man die restlichen Jahre des Lebens würdig bestehen, alle die Jahre, die auf uns warten und auf jene, die mit den Worten des Chiliasten Martin Húska vom Tabor einverstanden sind: «Ein wahrhaftiger Mensch ist wertvoller als irgendein Sakrament.»

(Die Zwischentitel und Zusammenfassungen in eckigen Klammern wurden von der Redaktion eingefügt.)

«Iustitia et pax» nur noch kurial und national?

Am 6. Januar wäre das päpstliche Mandat für die beiden «vom Konzil beschlossenen und gewünschten» Organismen «Iustitia et pax» und «Laienrat» ausgelaufen. Den Besorgnissen um ihr «Schicksal» hat der Papst am 16. Dezember ein Ende bereitet: Die beiden Gremien sind nun endgültig in der Kurie etabliert und in sie integriert, zugleich aber auch vollständig getrennt, während sie bisher einen gemeinsamen Präsidenten und Vizepräsidenten hatten. Die «radikale Trennung» ist von einem Mitglied des Laienrats, Prof. R. Soranyes de Franck bedauert worden, da die Aktion des Laien ja gerade auf den Kampf für Gerechtigkeit und Frieden ausgerichtet sein müsse. Der neue Name «Rat für die Laien» sei aber ehrlicher, da auch der bisherige «Rat der Laien» nicht repräsentativ gewesen sei («nicht so eine Art Weltparlament der Laien, was das Konzil wollte»).

Das «Motu proprio» für «Iustitia et pax», kommentierte Albert Menoud (Präsident der Schweizer Nationalkommission) positiv, da für die Tätigkeit des neuen kurialen Organs mit der «Treue zum Papst» ausdrücklich die ökumenische Ausrichtung präzisiert sei. Zugleich stellte er die «Eindringlichkeit» fest, mit der die «organische Abhängigkeit vom Staatssekretariat» betont wird. Hier liegt offenbar der springende Punkt, wie die folgende Rückblende auf die Spannungen zeigt, die zwischen der «öffentlich-prophetischen» und der «diskret-diplomatischen» Funktion entstanden. Daß die erste nicht übernational verstummt, wird die Aufgabe von mindestens «ad hoc» koordinierten Stellungnahmen der unabhängig bleibenden nationalen Gremien sein. (Red.)

Die Erfahrungen der Kommission Iustitia et pax in den vergangenen zehn Jahren lassen den Druck erkennen, der auf sie ausgeübt wurde. In ihren frühen Jahren hatte sie ihren eigenen Pressesprecher und gab öfters Pressekonferenzen. Andere kuriale Organismen schauten mit scheelem Blick auf diese Öffentlichkeitsarbeit und die häufigen Reisen der «Iustitia et pax»-Leute zu internationalen Kongressen. Die Kommission wurde kritisiert, weil sie zu frei Ausgaben machte und in zu großer Unabhängigkeit handelte. Und was noch mehr ins Gewicht fiel, sie behandelte Fragen von politischer Tragweite, welche traditionellerweise dem Staatssekretariat vorbehalten waren. Der Konflikt spitzte sich zu, als die Kommission im Jahre

¹ Beide Stellungnahmen aus Fribourg siehe Kipa, 16. 2. 76.

1970 in der Versammlung (nicht nur des Büros, sondern auch der Mitglieder aus verschiedenen Ländern) beschloss, Papst Paul VI. solle das brasilianische Regime wegen des Einsatzes der Folter rügen. Das Staatssekretariat gab zu wissen, die Mitglieder der kuralen Amtsstellen könnten wohl dem Papst Vorschläge machen, aber sie hätten ihm nicht zu sagen, wie er sein Amt ausüben müsse. Die Antwort der Kommissionsmitglieder war ein Telegramm aus dem Hotel Michelangelo an Paul VI., worin sie ihm empfahlen, er möchte sich über die brasilianische Situation äußern. Paul VI. tat es. Das Argument des Staatssekretariates lautete, es müsse den Weg wählen, auf dem es jede Situation bewältigen könne: Der Vatikan könne nicht gleichzeitig so und anders sprechen. Da das Staatssekretariat mit Diplomaten besetzt ist, übt es gewöhnlich seinen Druck auf Regierungen eher diskret aus, als daß es sich in öffentlichen Rügen ergeht, die es eher als demagogisch denn als prophetisch empfindet.

Ursprünglich war gedacht, daß Bischofskonferenzen und private Quellen finanzielle Beiträge zum «Iustitia et pax»-Budget beitragen sollten. Man sagte, daß die Bischofskonferenz der Vereinigten Staaten und einige private amerikanische Geldgeber Mittel zur Verfügung stellten. Aber der Vatikan trug den Hauptanteil und wollte es nicht zulassen, daß seine eigenen Organismen aus der Reihe tanzten. (Unabhängige Finanzierung mag dem Vatikan auch sonst nicht gefallen haben. Er war unglücklich, als *Sodepax*, die vereinigte Kommission von Iustitia et pax und Weltkirchenrat, von außen Gelder erhielt, die ihr etwas Autonomie ermöglichten.)

Weiteres Kopfweh bereitete der Kommission die Entscheidung, ob sie Gerechtigkeit durch «Entwicklung» oder durch «Befreiung» fördern sollte.

Sie hatte Probleme genug, aber sie geriet auch noch in Konflikt mit der hartnäckigen vatikanischen Verteidigung von «Humanae vitae». Der amerikanische Jesuitenpater *Phillip Land* wurde gebeten, ein vatikanisches Papier für die Bevölkerungskonferenz der Vereinten Nationen in Bukarest (1974) zu erstellen. Es wurde jedoch bekannt, daß Land, obwohl er sich nicht öffentlich «Humanae vitae» widersetzen wollte, doch einige diesbezügliche Vorbehalte hatte. Ohne P. Land vorher zu informieren, drängte der Staatssekretär ein anderes Kommissionsmitglied, das mit «Humanae vitae» einverstanden war, ein Gegenpapier zu schreiben. Land wurde von der Delegation für Bukarest abgesetzt. Er gab später seinen Rücktritt.

Ein weiterer Schritt in der Entwicklung der Kommission war 1974 die Ersetzung ihres Sekretärs, Mgr. *Joseph Gremillion*, eines Amerikaners mit Erfahrung im sozialen Apostolat, durch einen Diplomaten aus dem Staatssekretariat, Mgr. *Andrea Cordero Lanza di Monterezemo*.

In ihrer neuen permanenten Form dürfte die Kommission mehr ein Studienzentrum des Staatssekretariates als, wie Paul VI. bei ihrer

Orientierung

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Raymond Schwager, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebner, Mario v. Galli, Werner Heierle, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin
Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60
Bestellungen, Abonnemente: Administration
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842
Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge Konto Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 62 90-700
Österreich: Postsparkasse Wien Konto Nr. 2390.127
Italien: Postcheckkonto Nr. 29 290 004

Abonnementspreise 1977:
Schweiz: Fr. 29.- / Halbjahr Fr. 16.- / Studenten Fr. 20.-
Deutschland: DM 31.- / Halbjahr DM 16.- / Studenten DM 22.-
Österreich: öS 210.- / Halbjahr öS 120.- / Studenten öS 140.-

Übrige Länder: sFr. 29.- plus Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr./DM 35.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
Einzel exemplar: Fr./DM 1.70 / öS 12.- plus Porto

AZ

8002 Zürich

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

Horizonte des Lebens

Zur Frage nach dem Sinn des Lebens

Ein Arbeits- und Lesebuch
herausgegeben von Hans Krömler
mit einem Vorwort von Hans Küng
296 Seiten, broschiert, Fr. 19.50

Dieses Buch bietet 200 Texte von heute lebenden Menschen, von Dichtern, Schriftstellern und Wissenschaftlern – Texte aus dem Leben, Texte von Menschen wie wir, Erfahrungen, Erlebnisse, Berichte, Gedanken, Meditationen zur Frage nach dem Sinn unseres Lebens.

Benziger/Vandenhoeck

Gründung sagte, «der Hahn auf dem Turm der universellen Kirche, der für Gerechtigkeit und Frieden kräht», werden. Es ist unwahrscheinlich, daß sie nach unkonformistischen Mitarbeitern Ausschau halten oder gar solche anziehen wird.

Immerhin machen einige nationale «Iustitia et pax»-Kommissionen, wie jene von Rhodesien², wertvolle Arbeit. Sie sind rechtlich unabhängig von der römischen Stelle und haben sich vorbereitet, sich in Gerechtigkeitsfragen auf die Äste hinauszuwagen.

Die neue Kommission könnte die nationalen Kommissionen bedienen. Wenn nicht, könnten engagierte Katholiken ein eigenes internationales Koordinationsgremium schaffen. Ein solches Projekt wurde bereits in Diskussion gebracht. *Desmond O'Grady, Rom*

² Vgl. Rhodesien: Menschen zwischen den Fronten, Dokumente der rhodesischen «Iustitia et pax»-Kommission über Gewalttaten an der afrikanischen Zivilbevölkerung. Auslieferung: Missionshaus Bethlehem, Informationsdienst, CH-6405 Immensee.

Zur Titelseite

Vom «mensenrechtlichen Ringen in der Ökumene» berichtet der seit 1968 in Basel dozierende Prager Theologe *Jan Milíč Lochman* in seiner Einleitung zu einem unmittelbar vor dem Jahreswechsel erschienenen Bändchen: *Gottes Recht und Menschenrechte: Studien und Empfehlungen des Reformierten Weltbundes (RWB)*¹. Er hat es als Vorsitzender der theologischen Kommission des RWB zusammen mit *Jürgen Moltmann* (Tübingen) herausgegeben: Dessen theologische Erklärung zu den Menschenrechten, wie auch den Text über die «theologische Basis» (RWB, London 1976) haben wir bereits in Nr. 10, S. 116–119 ausführlich besprochen. Wir stellten gleichzeitig das Arbeitspapier der päpstlichen Kommission *Iustitia et pax, Die Kirche und die Menschenrechte*, vor. Es ist ebenfalls im letzten Quartal 1976 in deutscher Übersetzung (besorgt von Bruno Hipler SJ) erschienen, und zwar in der Reihe «Entwicklung und Frieden», die der gleich benannte Arbeitskreis (Iustitia et pax der BRD) herausgibt².

Das von J. M. Lochman eingeleitete Bändchen ist aber gegenüber der seinerzeit vorliegenden RWB-Broschüre wesentlich erweitert. Bemerkenswert ist die kritische Einstellung zur UN-Menschenrechtserklärung von 1946 und deren Vorstufen im bürgerlichen Kontext, westlicher Freiheitsgeschichte, zu denen doch gerade die Ordnungen reformiert-calvinistischer Gruppen (Presbyterianer) einen wichtigen Beitrag geleistet haben. Lochman sieht in den «klassischen» Deklarationen von 1776 bis 1948 die Verteidigung der Interessen der Bürger als «freier Individuen, freier Produzenten, freier Eigentümer». Und *Daniel Vidal* (Präsident der Spanischen Evangelischen Kirche) nennt Artikel 1 der UN-Deklaration von der freien und (an Würde und Rechten) gleichen Geburt aller Menschen «schlicht und einfach utopisch»³. *L. K.*

¹ Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn, 1976, 103 Seiten.

² München (Kaiser) und Mainz (Grünwald), 1976, 62 Seiten.

³ Der «Anhang» (UN-Texte) würde durch ein paar Erklärungen und zusätzliche ökumenische Texte gewinnen.